

Latein Forum

Heft 45
Dezember 2001

- Römische Medizin
- Antike im Internet
- Kinder in Rom
- Harry Potter
- Humanistenbibliotheken
- Formenlabyrinth
- Protagoras
- Antikerückblick
- Latein Forum Bibliothek



Inhaltsverzeichnis

• Die antike römische Medizin im Spannungsverhältnis zwischen Schul-, Volks- und Religionsmedizin (Marianne Müller, Innsbruck)	1
• Antike im Internet (Gottfried Siehs, Innsbruck)	14
• Die Kinder im Alten Rom (Maria Mitterberger/ Maria Magdalena Hörtnagl, Innsbruck)	15
• Zauberhaftes Latein (Peter Gamper, Innsbruck)	30
• Humanistenbibliotheken im Bodenseeraum (1. Teil) (Karl Heinz Burmeister, Vorarlberg)	33
• Das Labyrinth der Formen (Maja Tschimben)	47
• Ars vivendi – Der Starsophist: Protagoras von Abdera (Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)	49
• Antikerückblick VI (Stefan Tilg, Innsbruck)	51
• Latein Forum Bibliothek	54
• Veranstaltungshinweise	70

Kontaktadressen = Redaktion Latein Forum

✂ Christine Leichter, Kapuzinerstr. 8, 6020 Innsbruck	☎ 0664/1530501
✂ Harald Pittl, Recheisstr.8, 6060 Hall i.T.	☎ 05223/53 0 45
✂ Michael Sporer, Templstr. 4, 6020 Innsbruck	☎ 0512/93 31 23
✂ Otto Tost, Amraserstr. 25, 6020 Innsbruck	☎ 0512/39 19 02
✂ Hartmut Vogl, Gallusstr. 59, 6900 Bregenz	☎ 05574/53 2 10

Email: latein-forum@asn-ibk.ac.at

Impressum: Latein Forum, Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,
c/o Institut für Klassische Philologie, Innrain 52/I, 6020 Innsbruck
Bankverbindung: HYPO-BANK (57000) 210 080 477

Die antike römische Medizin im Spannungsfeld zwischen Schul-, Volks- und Religionsmedizin¹

Marianne Müller

In den nachfolgenden Ausführungen sollen in einem zeitlichen Überblick von der Römischen Republik bis in die Spätantike Entwicklungen in allen drei Bereichen der Medizin aufgezeigt werden. Grundlagen bieten hierzu vor allem die Medizingeschichte², Alte Geschichte, Klassische Philologie und von der materiellen Hinterlassenschaft her die Klassische Archäologie bzw. die Provinzialrömische Archäologie.

Inschriften, Architekturreste, bildliche Darstellungen sowie real gefundene medizinische Geräte geben Auskunft über den Arztberuf, das antike Krankenwesen sowie die soziale Stellung der römischen Ärzte.

5. Jh. v. Chr.

Aus dem 5. Jh. v. Chr. stammt eine sehr frühe, schriftliche Quelle zur Medizin bei den Römern, das Zwölftafelgesetz. Die rechtlichen Vorschriften auf der zehnten Tafel befassen sich mit der Bestattung der Toten, und speziell im achten Abschnitt heißt es: „... und er soll kein Gold begeben, auch wenn jemandem Zähne mit Gold befestigt sind. Läßt man ihn aber (im letzteren Fall) mit diesem (Gold) begraben oder verbrennen, soll dies ohne Nachteil sein“³. Offensichtlich kannte man bei den Römern die schon bei den Etruskern im Land geübte Praxis der Zahnerhaltung bzw. des Zahnersatzes. Es gibt Beispiele an Skeletten, wo ein feines Goldband innen und außen am Zahnhals anliegt und lockere Zähne mit den festsitzenden verbindet. Auch ersetzte man schon ausgefallene Zähne durch Tierzähne und menschliche Zähne oder man fertigte künstliche Zähne aus Bein⁴.

Anfang 3. Jh. v. Chr.

Von der religiös bestimmten Medizin erfahren wir am Anfang des 3. Jh. v. Chr., als in Rom die Pest ausbrach. Der Historiker Livius (1. Jh. v. Chr.)⁵ sowie der Dichter Ovid (kurz vor der Zeitenwende)⁶ beschreiben uns, wie die Römer durch einen Orakelspruch bestimmt werden, die griechische Heilgottheit Asklepios, lateinisch Aesculapius, den Gott mit dem Schlangensstab, aus seinem Hauptheiligtum in Epidauros auf der Peloponnes um Hilfe zu bitten. In Form einer Schlange reist Asklepios per Schiff in die Stadt am Tiber (291 v.Chr.). Vor der Tiberinsel verlässt diese Schlange das Schiff, schwimmt auf die Tiberinsel und zeigt

¹ Aufstieg und Niedergang der römischen Welt = ANRW II 37,1 (1993); 37,2 (1994); 37,3 (1996): Wissenschaften - Medizin und Biologie; A.Krug, Heilkunst und Heilkult, 2.Aufl.1993; C.D'Amato, La medicina (Museo della Civiltà Romana, Vita e costumi dei Romani antichi 15) 1993; H.Matthäus, Der Arzt in römischer Zeit I und II, Schriften des Limesmuseums Aalen 39 (1987) und 43 (1989)

² Beispiele antiker Medizingeschichte: Celsus, De medicina, Buch I (Einleitung); Plin.nat.29, 1-27

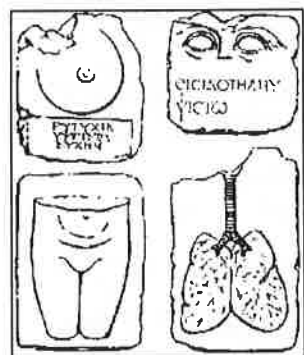
³ übers. R.Düll, Tusculum, 3.Aufl.1959, 61 (Siehe TEXT 1 im Anhang)

⁴ L.J.Bliquez, Prosthetics in Classical Antiquity: Greek, Etruscan, and Roman Prosthetics, in:ANRW II 37,3, 2642-2662 Taf.1-14 (Dental Prosthetics); Ausstellungskatalog: Le origini della chirurgia italiana, Rom, Complesso Monumentale del San Michele, 1993, 15-17, 130-131

⁵ Liv.10, 47, 6-7 (Siehe TEXT 2 im Anhang)

⁶ Ov, met.15, 626-744 (Siehe TEXT 3 im Anhang)

hiermit den Platz für ihr Heiligtum an. Ein Bronzemedailion des Kaisers Antoninus Pius aus dem 2. Jh. n. Chr. stellt diesen mythischen Vorgang dar⁷. Die Spitze der Tiberinsel wird in der ersten Hälfte des 1. Jh. v. Chr. aus Travertin in Form eines Schiffsbuges gestaltet, auf dem noch heute der Kopf des Asklepios sowie sein Schlangensab sichtbar sind.⁸ Wir wissen aus den Schriftquellen, dass bei Asklepios Heilsuchende zunächst ein Opfer zu entrichten hatten. Danach wurden sie im Abaton, im Schlafsaal, untergebracht. Im Traum sollte sich ihnen dann der Gott offenbaren und sie heilen bzw. Hinweise für eine Heilung geben. Hier haben wir es also mit Wunderheilungen zu tun. In römischer Zeit gab es in allen Asklepios-Heiligtümern auch einen regelrechten Kurbetrieb mit Bädern, Gymnastik und Diätvorschriften⁹. Im Flussbett rings um die Tiberinsel fanden sich unter anderem zahlreiche Terrakotta-Weihgaben in Form von Körperteilvotiven wie z.B. Füße, Hände, Brüste, Gedärm- und Gebärmutterdarstellungen¹⁰.



Nachzeichnungen
von griechisch beschrifteten
Votivgaben

Bekannt sind solche Terrakottavotive auch aus dem Asklepiosheiligtum von Korinth¹¹. In Österreich ist die bisher wichtigste Asklepioskultstätte in Iuvavum/Salzburg durch Tempel, Bauinschrift, Votivaltar und zwei fragmentierte Asklepiosstatuetten nachgewiesen¹². Doch nicht nur Asklepios ist bei den Römern als Heilgott angesehen, auch seine Tochter Hygieia¹³, lateinisch Salus, wird verehrt ebenso wie der mythische Vater des Asklepios, Apollon. In den nördlichen Provinzen des Römischen Reiches, dem heutigen Frankreich, Belgien, Deutschland, auch Österreich ist als Heilgott ein gewisser Apollon Grannus, oft zusammen mit Sirona, einer Quell- und Heilgöttin, angerufen worden¹⁴. Der Beinamen Grannus zeigt uns den Namen der ursprünglichen einheimischen Gottheit an, die mit dem römischen Apollon gleichgesetzt wurde (interpretatio Romana).

Ende des 3. Jh. v. Chr.

Die Schulmedizin nimmt 219 v. Chr. in Rom ihren Ausgang mit der Ankunft des ersten griechischen Arztes, Archagathos¹⁵. Er wird zunächst gut aufgenommen, erhält auf Staatskosten eine Praxis am Comitium Acilium¹⁶ sowie das römische Bürgerrecht. Da dieser Arzt vor allem mit Messer und Brenneisen arbeitet, wird er bald „carnifex“, d.h. Schlächter, genannt. Ungefähr zur gleichen Zeit schreibt Marcus Porcius Cato (234-149 v. Chr.) sein Werk „de agricultura“. In dieser Schrift wird unter anderem festgehalten, welche Heilmittel der Vorstand eines großen landwirtschaftlichen Gutes bereithalten müsse, um die Mitglieder seines Haushaltes gesund zu erhalten bzw. bei Krankheit zu heilen. Vor allem schwört Cato auf Hausmedizin, lobt die Kohlpflanze¹⁷ und den Wein über alles und erwähnt auch magische

⁷ Krug a.O. Abb.75; R.G.Penn, *Medicine on Ancient Greek and Roman Coins*, 1994, 38 mit Abb. 25

⁸ K.Kerényi, *Der göttliche Arzt*, 1964, 4 ff. mit Abb.2-3

⁹ s. P.Aelius Aristides, *Heilige Berichte* (übers. v. H.O.Schröder, 1986) wo der Kurbetrieb im Asklepios-Heiligtum von Pergamon im 2. Jh. n. Chr. geschildert wird; W.Heinz, *Antike Balneologie in späthellenistischer und römischer Zeit. Zur medizinischen Wirkung römischer Bäder*, in: ANRW II 37,3,2411-2432; allgemein: M.Weber, *Antike Badekultur*. 1996

¹⁰ P.Pensabene u.a., *Terracotte Votive dal Tevere* (Studi Miscellanei 25), 1980

¹¹ S.Kasas, *Korinth und umliegende antike Kultstätten*, 1973, 60 f. mit Abb.42-44

¹² R.Breitwieser, *Medizin im römischen Österreich* (Linzer Archäologische Forschungen 26), 1998, 84 ff.

¹³ s. H.Sobel, *Hygieia. Die Göttin der Gesundheit* (1990)

¹⁴ Breitwieser a.O. 96 ff.

¹⁵ Plin.nat.29, 12 (Siehe TEXT 4 im Anhang)

¹⁶ E.M.Steinby, *Lexicon Topographicum Urbis Romae* 1 (2.Aufl.1993) 314 f.

¹⁷ Cato, *de agricultura* c.156 (Siehe TEXT 5 im Anhang)

Praktiken: So etwa sollen Knochenbrüche mit Zauberformeln besprochen und dann geschient werden¹⁸. Doch der Vormarsch der rationalen Medizin war nicht mehr aufzuhalten, wobei aber betont werden muss, dass die religiöse und die volkstümlich-magische Medizin weiterhin bestehen und gerade für das einfache Volk von größter Bedeutung bleiben.

1. Jh. v. Chr.

Nach dem schon genannten Archagathos trifft ca. 100 v. Chr. ein gewisser Asklepiades¹⁹ von Prusa, also wieder ein Angehöriger des griechischen Raumes, in Rom ein. Auch ihm dürfte wohl der berühmteste griechische Arzt, Hippokrates (5./4. Jh. v. Chr.)²⁰, bekannt gewesen sein. Für Hippokrates hatten alle Krankheiten natürliche Ursachen, die daher auch von Menschen geheilt werden konnten und nicht als von den Göttern gegeben hingenommen werden mussten. Im menschlichen Körper befanden sich nach Hippokrates vier Lebelemente: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle, die bei Gesundheit im Gleichgewicht, bei Krankheit im Ungleichgewicht waren. Durch Aderlass oder Schröpfen suchte man dem Patienten Erleichterung zu verschaffen. Hippokrates galt nicht nur in der Praxis als ein kenntnisreicher Arzt, er war auch fähig, sein Wissen schriftlich niederzulegen. Ärzte konnten sich also anhand von Schriften weiterbilden. In der Nachfolge des Hippokrates hatten sich in der griechischen Medizin verschiedene Richtungen herausgebildet, zum einen eine empirische, die alles auf die praktische Erfahrung gab, zum anderen eine dogmatische Richtung, die mehr die Theorie und das Grundlagenwissen betonte. Im Corpus Hippocraticum²¹ wurden nach dem Tod des Hippokrates seine Schriften (wohl *Epidemiai* I und III; *Prognosticon*) und die Schriften seiner Konkurrenten bzw. Nachfolger, darunter auch der sog. Eid des Hippokrates²², zusammengefasst. Unter dem schon genannten, um 100 v. Chr. nach Rom eingewanderten Asklepiades und vor allem unter seinen Schülern beginnt eine neue Richtung in der Medizin, die der Methodiker²³. Deren Krankheitslehre war einfach: Der kranke Körper befand sich entweder in einem Zustand von zu großer oder von zu geringer Spannung oder in einer Mischung aus beiden. Die Heilmittel mussten dann entsprechend erschlaffend, dämpfend oder anspannend, stimulierend wirken. Von Asklepiades wissen wir außerdem, dass er eine große Schülerzahl um sich sammelte, darunter auch freie Römer. Es ist nicht so, wie man in vielen Medizingeschichtswerken liest, dass es in Rom nur griechische Sklavenärzte gegeben habe. Untersuchungen erbrachten das Ergebnis, dass neben solchen *servi medici*, *libertini*, also Freigelassene, dann nicht eingebürgerte, freie Fremde, sog. *peregrini*, sowie eingebürgerte Fremde freien Status und auch freigegebene Römer als Ärzte gearbeitet haben²⁴. Die Ausbildung zum Arzt lässt sich als ein persönliches Lehrer-Schüler-Verhältnis, zuweilen auch als ein Vater-Sohn-Verhältnis erklären.



Fiktives Bildnis des
Hippokrates aus röm. Zeit

¹⁸ Cato a.O. c.160 (Siehe TEXT 6 im Anhang)

¹⁹ Der Neue Pauly (=DNP) 2 (1997) 89 ff. s.v. Asklepiades von Bithynien (Nutton)

²⁰ P.Kroh, *Lexikon der antiken Autoren* (1972) 282-286; DNP 5 (1998) 590-599 s.v. Hippokrates von Kos (Potter-Gundert); *Porträt des Hippokrates*: Krug a.O. 41f. mit Abb.10; dagegen: A.Hillert, *Hippokrates zwischen Theorie und Praxis*, in: *Hephaistos* 16/17, 1998/99, 153

²¹ Krug (s.o.Anm.1) 54-58

²² Krug a.O.188-190

²³ Der Neue Pauly (=DNP) 8 (2000) 94 f. s.v. Methodiker (Touwaide)

²⁴ F.Kudlien, *Die Stellung des Arztes in der römischen Gesellschaft* (Forschungen zur antiken Sklaverei 18) 1986

In der Nachfolge des Asklepiades stehen Themison²⁵ und Thessalos²⁶, die das System ihres Lehrers ausbauen oder gar noch mehr vereinfachen. Laut Plinius²⁷ gab es an der Via Appia das Grab des Thessalos mit einer Inschrift, in der er sich als Besieger aller Ärzte bezeichnete und darauf hinwies, dass er in nur sechs Monaten Seiler, Köche, Fleischer und andere Handwerker zu Ärzten ausbilden konnte²⁸. Von einer Karriere in entgegengesetzter Richtung berichtet uns der Satiriker Martial (1. Jh. n. Chr.): „Leichenträger ist nun Diaulos, vor kurzem ein Arzt noch: Menschen legt jetzt er ins Grab, wie er als Arzt es schon tat“²⁹. Mit dem Arztnamen Athenaios (1. Jh. v. Chr.) lässt sich neben die bisher genannten wissenschaftlichen Richtungen in der Medizin, die der Empiriker³⁰, der Dogmatiker³¹ und der Methodiker³² schließlich diejenige der Pneumatiker³³ stellen. Unter Pneuma, eigentlich Hauch oder Geist, ist das zentrale Lebelement zu verstehen, das sich aus der eingeatmeten Luft ständig erneuert. Die Pneumatiker verbinden die von Hippokrates herkommende Vier-Säfte-Lehre mit philosophischen Lehren über Mikro- und Makrokosmos, bei denen alle Dinge, vom kleinsten Atom bis zum größten Gestirn, vom Unbelebten bis zum Belebten, miteinander in Verbindung stehen.

1. Jh. n. Chr.

Aber auch in dieser Phase der Entwicklung fehlt es nicht an Gegenstimmen: Plinius d.Ä., der berühmte Schriftsteller einer umfassenden Naturgeschichte (gest. 79 n.Chr. beim Vesuvausbruch) formuliert deutlich seine Skepsis gegenüber diesen verschiedenen Richtungen in der Medizin: „Die Kunst, wieder und wieder neugestaltet, ändert sich täglich; wir werden vom Wehen des Erfindungsgeistes Griechenlands umgetrieben, und es ist offenkundig, daß jeder von ihnen, der den Mund voll nimmt, alsbald Herr über unser Leben und unseren Tod wird; als ob nicht Tausende von Völkern ohne Ärzte, wenn auch nicht ohne Heilmittel, lebten, wie es auch mehr als 600 Jahre beim römischen Volk der Fall war ...“³⁴. Plinius ist also wie Cato ein Römer des alten Schlages, der die traditionelle „römische“ Medizin bevorzugt. Ebenfalls im 1. nachchristlichen Jahrhundert schreibt ein gewisser Aulus Cornelius Celsus ein Werk „de medicina“, in dem er das gesamte medizinische Wissen seiner Zeit zusammenfasst. Interessant sind darin u.a. seine Rezepturangaben z.B. für Augensalben³⁵. Wichtig ist auch die lateinisch erhaltene, ursprünglich griechisch geschriebene „materia medica“ des Dioskurides (1. Jh. n. Chr.), ein weit in die Neuzeit wirkendes pharmakologisches Werk, dessen schönste Ausgabe im „Wiener Dioskurides“³⁶ vorliegt. Dieses Buch wurde zu Beginn des 6. Jh. n. Chr. für die byzantinische Prinzessin Iuliana Anicia³⁷ aufwendig illustriert und befindet sich heute in der Österreichischen Nationalbibliothek.

²⁵ Plin.nat.29,6; s.o.Anm.23 (Siehe TEXT 7 im Anhang)

²⁶ Der Kleine Pauly 5 (1975) 763f. s.v. Thessalos Nr.6 (Kudlien); s.o.Anm.23

²⁷ Plin.nat.29,9 (Siehe TEXT 8 im Anhang)

²⁸ Gal. Therapeutikes methodou (Methodi Medendi) Buch 1,1 (= C.G.Kühn 10,4 f.) (Siehe TEXT 9 im Anhang)

²⁹ Martial.ep.1,47 (Siehe TEXT 10 im Anhang)

³⁰ F.Stok, La scuola medica Empirica a Roma. Problemi storici e prospettive di ricerca, in: ANRW II 37,1,600-645

³¹ DNP 3 (1997) 727f. s.v. Dogmatiker (Nutton)

³² s.o.Anm.23

³³ DNP 9 (2000) 1183 f. s.v. Pneumatiker (Nutton)

³⁴ Plin.nat.29,11 (Siehe TEXT 11 im Anhang)

³⁵ Aulus Cornelius Celsus, Über die Arzneiwissenschaft (übers.v. E.Scheller) 1967 (Nachdruck von 1906) 6, Kap.6, 1-39

³⁶ DNP 9 (2000) 462-465 s.v. Pedanios Dioskurides (Touwaide)

³⁷ RE V 1 (1903) 1141 s.v. Dioskurides (Wellmann)

2. Jh. n. Chr.

Der berühmteste Arzt des 2. Jh. n. Chr. ist Galenos von Pergamon³⁸. Er genießt eine umfassende Ausbildung zu Hause in Kleinasien, aber auch im ägyptischen Alexandria, das seit der hellenistischen Zeit für die Freiheit der Forschung berühmt ist. Zurück in der Heimat wird Galen in Pergamon Gladiatorenarzt, was ihm ausreichend Gelegenheit gab, Anatomie und operative Methoden zu studieren. Sein Aufenthalt in Rom machte ihn zu einem der bekanntesten, in der vornehmen Gesellschaft agierenden Arzt, der natürlich auch angefeindet wurde. Die Kaiser Marc Aurel und Lucius Verus nahmen seine Dienste für den Markomannenfeldzug in der 2. Hälfte des 2. Jh. n. Chr. in Anspruch. Von diesem Galenos ist uns das größte zusammenhängende Werk eines antiken Wissenschaftlers erhalten. Er selbst gibt uns in zwei Büchern eine Übersicht über die eigenen Schriften. Sie behandeln vor allem die Anatomie, Physiologie, Pathologie, Pharmakologie und Therapeutik. Ganz besondere Verdienste hat Galen im Hinblick auf unser Wissen über Hippokrates. Er setzt sich mit diesem Arzt sowie der hippokratischen Medizin genauestens auseinander, so dass uns heute Hippokrates durch Galen deutlich wird. Im Werk des Galen tritt uns noch einmal das gesamte Wissen zur antiken Medizin zusammengefasst gegenüber. Die Nachfolger zehren von dieser Fülle nur noch, sind nicht mehr schöpferisch und die Medizin weiterentwickelnd tätig. Manche der antiken medizinischen Schriften sind uns nicht mehr im Original, sondern nur in einem Auszug, einer Zusammenfassung oder einer Übersetzung, z.B. ins Arabische, erhalten.

Erstaunlich ist, dass erst nach dem Stillstand in der medizinischen Entwicklung eine Ordnung in die Ausbildung des Arztes kam. Wie wir schon geschrieben haben, lernten künftige Mediziner beim Vater, der Arzt war oder bei einem Lehrer wie dem genannten Asklepiades. Was der Patient dabei oft aushalten musste, erfahren wir wieder bei Martial: „Krank war ich zwar und du, Symmachus, kamst bald mich besuchen – und deine Schüler zugleich – hundert begleiteten dich. Hundert vom Nordwind durchfrorene Hände betasteten kalt mich – Fieber hatte ich keines, Symmachus, jetzt hab' ich es doch!“³⁹.

3. Jh. n. Chr.

Zurück zu den Änderungen in der Ausbildung des Arztes nach Galen: im 3. Jh. n. Chr. werden unter dem Kaiser Severus Alexander (222-235 n.Chr.) öffentliche Hörsäle eingerichtet, Professoren der Medizin werden besoldet, und es gibt Stipendien für arme Studenten⁴⁰.

Spezialisierung

Schon ab der Zeit des Hellenismus, also nach Alexander d.Gr. (gest.323 v.Chr.) lässt sich die Tendenz zur Spezialisierung nachweisen, und im römischen Reich treffen wir neben Allgemeinärzten auf Frauenärzte, auch Frauenärztinnen⁴¹, Augen-, Ohren-, Zahnärzte, Chirurgen, Tierärzte und beim Militär beschäftigte Mediziner⁴².

³⁸ DNP 4 (1998) 748-756 s.v. Galenos aus Pergamon (Nutton); Krug a.O.64-68

³⁹ Martial.ep.5,9 (Siehe TEXT 12 im Anhang)

⁴⁰ T.C.Allbutt, Greek Medicine in Rome (1921) 459

⁴¹ C.Schubert-U.Huttner, Frauenmedizin in der Antike (=Quellentexte versch.antiker Autoren), Tusculum 1999

⁴² R.P.J.Jackson, Roman Medicine: the Practitioners and their Practices, in: ANRW II 37,1 (1993) 79-101. Taf.1-8; Krug a.O. 190 ff.

Krankenhäuser

Bereits im 1. Jh. v. Chr. berichtet uns in seinem Werk zur Landwirtschaft Columella von sog. Valetudinarien, Krankenstationen für Sklaven auf großen Gutshöfen⁴³. Sie waren mit ihrer Arbeitskraft wertvolle Mitglieder, auf die man angewiesen war. Sie wurden in solchen Valetudinarien durch Ärzte betreut und wiederhergestellt⁴⁴. Solche privaten Krankenhäuser ließen sich leider bisher noch nirgends archäologisch nachweisen. Hingegen heben sich in großen Militärlagern eigene Krankenstationen für die Soldaten heraus: Beispiele auf österreichischem Boden kennen wir u.a. z.B. in Carnuntum/Bad Deutsch-Altenburg (NÖ)⁴⁵ oder in Lauriacum/Lorch-Enns (OÖ)⁴⁶. Im Grundriss solch eines Militärkrankenhauses zeigen sich dicht gereiht, paarweise angeordnete und mit einem gemeinsamen Vorraum versehene Krankenzimmer. Sie liegen rings um einen Innenhof und in einer zweiten Reihe außen an den Außenmauern entlang mit einem durchlaufenden Korridor dazwischen. Ein in der Praxis für die Kranken, aber auch für das Pflegepersonal⁴⁷ nützlicher Plan! Kleinere Militärkastelle besaßen entsprechend einfachere Bauten⁴⁸.

Arztdarstellungen

Interessant sind Darstellungen von Ärzten bei ihrer Tätigkeit. Zum Beispiel zeigt uns die Grabstele eines Arztes (ca.100 n.Chr. datiert) diesen auf einem Klappstuhl sitzend, wie er dem vor ihm stehenden Patienten die Bauchregion abtastet⁴⁹. In Österreich weist die Inschrift eines Grabaltars aus der antiken Stadt Flavia Solva – heute auf Schloss Seggau bei Leibnitz (St) angebracht – auf den Mediziner Q. Pompeius Eutychnus. Auf der Nebenseite des Altares findet sich die Darstellung eines Mannes im kurzen Gewand (wohl ein Diener), der einen Schröpfkopf in den Händen hält und einen zweiten neben sich am Boden stehen hat⁵⁰. Solche Schröpfköpfe gelten in der Antike als das Erkennungssymbol eines Arztes. Es treten aber auch Abbildungen von Instrumentenutis auf Grab- bzw. Votivdenkmälern auf. Ein Sarkophag aus der Nekropole von Ostia, dem Hafen Roms, zeigt uns das Zimmer eines im Sessel sitzenden Arztes, der gerade in einer



Arztdarstellung

Schriftrolle liest, eine Darstellung, wie wir sie sonst von Philosophen kennen. Neben ihm steht ein Bücherschrank mit weiteren Schriftrollen sowie einer Schüssel. Oben auf dem Schrank erkennt man ein aufgeklapptes Kästchen mit Sonden, Knochenheber oder Wundhaken und einem Skalpell mit gebogener Klinge⁵¹.

Medizinische Geräte

Derartige medizinische Instrumente kennt man auch real aus Gräbern⁵² und Siedlungen⁵³. Das berühmteste und reichhaltigste Arztgrab aus römischer Zeit fand man in Bingen am Rhein

⁴³ Columella, De re rustica, XII 3,7 (Siehe TEXT 13 im Anhang)

⁴⁴ anniversarii vicini, s.Kudlien a.O.(oben Anm.24) 93f.; Varro.rust. I,16,4 (Siehe TEXT 14 im Anhang)

⁴⁵ Breitwieser a.O. (s.o.Anm.12) 51ff.

⁴⁶ Breitwieser a.O. 57f.

⁴⁷ J.C.Wilmanns, Der Sanitätsdienst im Römischen Reich (Medizin der Antike 2) 1995, 117-124

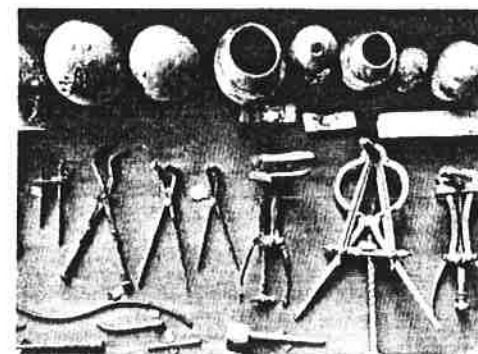
⁴⁸ z.B. das Auxiliarkastell Künzing an der Donau in Bayern, in: SaalbJb 27, 1970, 98 mit Abb.14

⁴⁹ Krug a.O. 211 Abb.93

⁵⁰ E.Diez, ÖJh 43, 1956/58, Beibl. 179ff.mit Abb.74

⁵¹ Krug a.O. 45 Abb.12

⁵² E.Künzl, Medizinische Instrumente aus Sepulkralfunden der römischen Kaiserzeit, in: BJB 182, 1982,1-131



Medizinische Instrumente

(ca.100 n.Chr.datiert). Es enthielt ca. 60 Einzelteile, darunter ein Bronzebecken, drei Schröpfköpfe, dreizehn Skalpell verschiedenster Klingensform und als Besonderheit einen Trepanierbogen samt zwei Krontrepanen, gezähnten Bohrern zur Schädelöffnung⁵⁴. Auch besondere Geräte des Augenarztes haben sich erhalten: sog. Starnadeln, Hohnadeln, um den trüb gewordenen Glaskörper des Auges herauszuoperieren⁵⁵. Häufig sind im nordwestlichen Teil des Römischen Reiches Augensalbenstempel, mit denen man halb feste Augensalben kennzeichnete⁵⁶. Solche Salben, Collyrien genannt, fanden sich manchmal getrocknet in eigenen Arzneikästchen⁵⁷. Chemische Analysen ergaben organische und anorganische Bestandteile⁵⁸ der Augensalben in Übereinstimmung mit Rezepturen der antiken Schriftsteller wie z.B. Celsus, Dioskurides, Plinius d.Ä. oder Galen.

Zusammenfassung

Zusammenfassend sei noch einmal betont, dass etruskisch-italische Einflüsse und dann vor allem die schon weit fortentwickelte griechische Medizin die eigentliche römische Medizin geschaffen haben. Von Quacksalbern bis zu medizinischen Koryphäen⁵⁹ hat es alle Arten von Ärzten im Römischen Reich gegeben. Die Spannweite ihrer Tätigkeiten reichte von hochkomplizierten Operationstechniken über Volksmedizin bis hin zu Wunderheilungen durch Heilschlaf und umfasst somit die bis heute gültige Skala der sogenannten modernen Medizin.



Sthenelos verbindet seinen Freund und Kriegsgefährten Diomedes (chalkidische Amphora, um 520 v. Chr.)

⁵³ aus Pompeji: L.J.Bliquez, Roman Surgical Instruments and Other Minor Objects in the National Archaeological Museum of Naples (1994)

⁵⁴ E.Künzl, Forschungsbericht zu den antiken medizinischen Instrumenten, in: ANRW II 37,3 (1996) 2433-2639 mit Abb.2-7

⁵⁵ Künzl a.O. 2612 Abb.19

⁵⁶ J.Voinot, Les cachets à collyres dans le monde romain, Monographies instrumentum 7, 1999

⁵⁷ R.Boyer, Découverte de la tombe d'un oculiste à Lyon, Gallia 47, 1990, 215-249 bes.235-243; H.Sobel, Römische Arzneikästchen, in: SaalbJb 46, 1991, 121ff.

⁵⁸ A.Oxé-W.v.Stokar, Eine römische gestempelte Augensalbe aus Köln, Germania 25, 1941,25-28

⁵⁹ z.B. Musa, der Arzt und Lebensretter des Kaisers Augustus; C.Sertinius Xenophon, der sich, als er Leibarzt des Kaisers Tiberius wurde, finanziell schlechter stellte, also vorher ungeheure Summen verdient hatte; beide Ärzte bei Krug a.O. 208 ff.

Texte in Übersetzung

Text 1: Zwölftafelgesetz, Tafel X, Abschnitt 8

... und er soll kein Gold begeben, auch wenn jemandem Zähne mit Gold befestigt sind. Lässt man ihn aber (im letzteren Fall) mit diesem (Gold) begraben oder verbrennen, soll dies ohne Nachteil sein.

Text 2: T. Livius, Römische Geschichte X, 47, 6-7

Dass es ein in vielfacher Hinsicht erfreuliches Jahr war, reichte kaum als Trost für ein einziges Übel, die Seuche, die die Stadt und das Land zugleich verheerte. Es war ein Unglück, das einem Zeichen der Götter schon ähnlich war, und man befragte die Bücher, welches Ende oder welches Heilmittel gegen dieses Übel von den Göttern angegeben werde. In den Büchern fand man, Aesculap müsse von Epidauros nach Rom geholt werden. Aber weil die Konsuln mit dem Krieg beschäftigt waren, geschah in diesem Jahr nichts in dieser Sache, abgesehen davon, dass zu Ehren Aesculaps ein eintägiger Bitttag stattfand.

Text 3: Ovid, Metamorphosen 15, 626-744

Eine schreckliche Seuche hatte einst die Lüfte in Latium verpestet, und die bleichen, entkräfteten Menschen waren scheußlich durch eiternde Beulen entstellt.



Asklepios-Darstellung

Als sie, des Leichentragens müde, sahen, dass alles Menschenwerk, alle Künste der Ärzte nichts vermögen, da nehmen sie ihre Zuflucht zum Himmel und suchen den Nabel der Welt, das Orakel des Phöbus in Delphi, auf und flehen, er solle ihnen in ihrer Trübsal durch heilsamen Rat helfen und dem Unglück einer so großen Stadt steuern. Der Ort und der Lorbeerbaum und der Köcher, den Phöbus selbst trägt, erbeben zugleich und die Priesterin ließ sich aus dem Innersten des Heiligtums mit den folgenden Worten vernehmen und erfüllte die ängstlichen Herzen mit Hoffnung:

„Was du hier suchst, das hättest du, Römer, nicht so weit in der Ferne zu suchen brauchen. Suche es auch nun nicht so weit in der Ferne! Denn nicht Apollos bedürft ihr zur Linderung eurer Not, sondern Apollos Sohnes. Zieht hin

unter glücklichen Zeichen und holt unseren Spross heim!“

Als die Gebote des Gottes der weise Senat vernahm, forschte er nach, in welcher Stadt der Sohn des Phöbus wohne, und ließ Abgesandte zur Küste von Epidauros segeln.

Sobald diese auf geschwungenem Kiel das Gestade erreichten, begaben sie sich in den Rat der Stadt und zu den Häuptionern der Griechen und baten, ihnen den Gott zu gewähren, damit er durch seine Gegenwart Italiens Volk vom Untergang rette. Also gebiete es das untrügliche Orakel.

Die Epidaurier aber sind (von) ganz verschiedener Meinung: Ein Teil meint, Hilfe nicht verweigern zu dürfen, doch viele raten dazu, den Gott zu behalten, sich seiner Hilfe nicht zu berauben und ihn nicht wegzugeben. Noch war man unentschlossen, als schon die Dämmerung das späte Tageslicht vertrieb.

Nacht hatte den Erdkreis in Dunkel gehüllt, da erschien der heilbringende Gott dir, Römer, im Schlaf und trat an dein Lager, ebenso, wie man ihn gewöhnlich im Tempel sieht: Er trug einen knotigen Stab in der Linken, strich mit der Rechten den langen, wallenden Bart und ließ mit huldreichem Sinn die folgenden Worte vernehmen: „Fürchte dich nicht! Ich werde kommen und von meinem Bildnis scheiden. Betrachte nur diese Schlange, die sich um meinen Stab schlingt und windet, und merke sie dir genau, damit du sie wieder kennst! In sie will ich mich verwandeln, doch werde ich größer sein und so stattlich erscheinen, wie es einem Himmlischen geziemt.“

Kaum waren die Worte verhallt, entschwand der Gott; mit den Worten und dem Gott entwich der Schlaf und dem fliehenden Schlaf folgte das holde Tageslicht.

Die Morgenröte des neuen Tags hatte die flammenden Sterne vertrieben und immer noch wissen die Großen der Stadt nicht, was sie tun sollen, als sie sich im prächtigen Tempel des Gottes versammeln, um den man sie anging. So flehen sie, dass er durch himmlische Zeichen selbst bestimme, welchen Ort er sich zum Aufenthalt wähle. Kaum war ihr Gebet zu Ende, da kündigte sich – goldschimmernd, mit hohem Kamm, in Gestalt einer Schlange – der Gott durch ein Zischen an, ließ beim Erscheinen sein Bild, die Altäre, die Pforten, den Marmorboden und den vergoldeten Giebel erbeben, erhob sich mitten im Tempel bis zur Brust und rollte die funkelnden Augen. Erschrocken zitterte das Volk, aber der Priester, um dessen geheiligtes Haar sich die weiße Binde schlang, erkannte die Gottheit und rief: „Es ist der Gott! Der Gott ist es! Mit Herz und Mund heiße ihn jeder willkommen, der da ist!“ Dann betete er: „Dein Anblick, Wunderschöner, bringe uns Heil! O hilf den Völkern, die deinen Dienst ehren!“

Und jeder, der da ist, ehrt, wie geboten, den Gott, alle wiederholen die Worte des Priesters, die er ihnen vorspricht, und fromm verrichten die Römer mit Herz und Mund ihre Andacht.

Der Gott nickt ihnen Gewährung, richtet – ein sicheres Zeichen – den Kamm auf und lässt mit zuckender Zunge ein zwiefaches Zischen vernehmen. Darauf gleitet er die glänzenden Stufen hinab, wendet das Haupt und blickt noch einmal, bevor er scheidet, zu den alten Altären zurück, grüßt noch einmal die vertraute Stätte und seine Behausung, den Tempel. Über den dicht mit Blumen bestreuten Boden kriecht er dann in seiner ganzen Größe dahin, biegt und windet sich und strebt mitten durch die Stadt zum Hafen, den ein geschwungener Damm schützt. Hier macht er Halt, scheint sein Gefolge, die Menge, die ihn voll Ehrfurcht geleitet, mit huldvoller Miene zu verlassen und begibt sich auf das Schiff aus Italien.

Das verspürt die überirdische Last und unter der Schwere des Gottes sinkt der Kiel in die Flut. Die Römer freuen sich, schlachten einen Stier am Gestade und lösen die geflochtenen Haltetaue des bekränzten Schiffs. Schon hatte ein sanfter Hauch es davongetrieben, da reckte der Gott sich hoch auf, ließ dann sein Haupt schwer auf das geschwungene Heck sinken und schaute auf die blauen Fluten hinab. Vom linden Zephyr über das Ionische Meer geleitet, erreichte er Italien, als sich Aurora zum sechsten Mal zeigte. Am Vorgebirge Lacinium, dem der Tempel der Göttin Ruhm verlieh, und an der Küste von Scylaceum fährt er vorüber, lässt Japygien hinter sich, vermeidet mit Hilfe der Ruder links die amphrischen Klippen und zur Rechten das hochragende Celennia, kommt an Romethion und Kaulon und Narykia vorbei, passiert glücklich die Meerenge bei Siziliens Vorgebirge Peloros, König Aiolos' Inseln und die Erzgruben von Temese, hält dann auf Leukosia zu, auf die Rosengärten des lauen Paestum



Asklepios und Hygieia

und berührt Capri, das Vorgebirge der Minerva, die Hügel Sorrents mit ihren berühmten Reben, Herculaneum, Stabiae und, zur Muße geschaffen, Neapel sowie den Tempel der Sibylle von Cumae. Dann erreicht er die warmen Quellen von Baiiae, Liternum mit seinen Mastixsträuchern, den sandstrudelnden Volturnus, Sinuessa, das reich ist an schneeweißen Tauben, das ungesunde Minturnae und den Ort, wo Aeneas seine Amme begrub, Antiphates' Siedlung, Terracina, von Sümpfen umgeben, die Gefilde der Kirke und Antiums festes Gestade.

Als hier die Seeleute mit dem segelbeflügelten Schiff anlegten – denn das Meer begann schon unruhig zu werden –, entfaltet der Gott seine Kreise, windet sich oft und krümmt sich gewaltig, während er dahingleitet, und sucht den Tempel seines Vaters auf, ganz nahe an der gelbsandigen Küste.

Sobald die See wieder ruhig ist, verlässt Äskulap die väterlichen Altäre, wo er die Gastfreundschaft des ihm so eng verbundenen Gottes genoss, und zieht eine tiefe Spur im Sand des Gestades, während er mit knisternden Schuppen dahinkriecht. Dann schlingt er sich am Steuerruder des Schiffes empor und bettet wieder sein Haupt auf dem hohen Heck, bis er nach Castrum, zu Laviniums heiliger Stätte und zur Mündung des Tibers gelangt.

Hier eilt ihm alles Volk im Gedränge entgegen, die Menge der Väter und Mütter, dazu die, die dein Feuer, Vesta von Troja, bewahren, und alle grüßen den Gott mit Frohlocken.

Und so weit man das schnelle Schiff stromaufwärts zieht, wird Weihrauch zu beiden Seiten am Ufer auf reihenweise erbauten Altären knisternd verbrannt und erfüllt die Luft mit Wohlgerüchen und Schlachtopfer röten mit ihrem Blut das Messer, das ihnen den Tod gab.

Schon war der Gott in der Hauptstadt der Welt, in Rom, eingezogen, da erhebt sich die Schlange, umschlingt den Mastbaum, lässt von seiner Höhe ihre Blicke schweifen und sieht sich nach einer passenden Heimstatt um.

Es teilt sich der Strom in zwei Hälften, umfließt ein Stück Land – man nennt es einfach „die Insel“ – und legt gleichermaßen auf beiden Seiten seine Arme darum. Hierher begab sich vom Römerschiff des Phöbus Sohn, die Schlange, nahm ihre göttliche Gestalt an, setzte der Trübsal ein Ende und erschien so Rom zum Heil.

Text 4: Plinius d.Ä., Naturkunde 29, 12-13

Cassius Hemina, einer der ältesten [römischen] Schriftsteller, berichtet, dass der erste Arzt aus der Peloponnes nach Rom gekommen sei, Archagathos, Sohn des Lysanias, unter dem Konsulat des L. Aemilius und des M. Livius im 535. Jahr der Stadt [219 v.Chr.]; man habe ihm das Bürgerrecht verliehen und ihm auf Staatskosten eine Arbeitsstätte am acilischen Kreuzweg gekauft. Im Hinblick auf seine Tätigkeit habe man ihn „den Wundarzt“ genannt und sich anfangs über seine Ankunft außerordentlich gefreut, doch sei daraus wegen seiner Brutalität beim Schneiden und Brennen bald der Name *carnifex* [Henker] geworden und so habe sich Abscheu gegen seine Kunst und alle Ärzte eingestellt [...].

Text 5: Cato, De agricultura 156

Über die Heilwirkung von Kohl

Kohl übertrifft [an Heilwirkung] alle anderen Gemüsesorten. Man kann ihn roh oder gekocht zu sich nehmen. Wenn man ihn roh isst, soll man ihn in Essig tauchen. Er hilft [heilt] wunderbar, schafft eine gute Verdauung und der Urin ist heilsam für alle Beschwerden. Wenn man bei einem Mahl reichlich trinken und das Essen genießen will, soll man vor dem Mahl Kohl in gewünschter Menge – getunkt in Essig – zu sich nehmen, und ebenso soll man, sobald man gegessen hat, weitere fünf Blätter verzehren; dies wird den Eindruck hervorrufen, dass man nichts gegessen hätte, und man kann trinken, so viel man will.

Wenn man den oberen Darm entleeren will, nehme man vier möglichst zarte Kohlblätter, mache daraus drei gleich große, zusammengebundene Bündel. Danach stelle man einen Topf mit Wasser aufs Feuer. Sobald es zu kochen beginnt, tauche man langsam ein Bündel hinein, das Wasser wird dann zu kochen aufhören. Sobald es dann wieder zu kochen beginnt, versenke langsam das Bündel darin, zähle bis fünf und ziehe es wieder heraus. Dasselbe mache man mit dem zweiten und dritten Bündel. Sodann gebe man sie zusammen, weiche sie ein und lege sie in ein Tuch ein; presse daraus ungefähr einen Becher voll in ein tönernes Gefäß. Gib einige Körnchen Salz dazu – in der Größenordnung einer Erbse und außerdem so viel an zerstampftem Kümmel, dass man es riechen kann. Nachher lasse man das Gefäß eine laue Nacht lang im Freien stehen. Bevor man dies trinkt, nehme man ein heißes Bad, trinke man mit Honig versüßtes Wasser und lege sich, ohne gegessen zu haben, nieder. Am folgenden Morgen trinke man den Sud, gehe dann vier Stunden spazieren, wickle seine Geschäfte ab, sollten solche anstehen. Sobald man nun einen Drang verspürt und Übelkeit einen erfasst, lege man sich nieder und erleichtere sich. Der Betroffene wird so viel Galle und Schleim von sich geben, dass er sich selbst wundern wird, woher so viel kommt. Wenn er sich dann zum Stuhlgang begibt, möge er einen Becher oder etwas mehr trinken. Wenn es dabei zu weit geht, möge er zwei Schälchen feines Mehl nehmen, es in Wasser geben, ein wenig trinken, es wird die Wirkung hemmen. Diejenigen aber, die unter Koliken leiden, müssen den Kohl in Wasser einweichen. Sobald er eingeweicht ist, gebe man ihn in warmes Wasser und koche ihn, bis er ganz weich ist, dann gieße man das Wasser weg. Später gebe man Salz hinzu, ein wenig Kümmel und Mehl sowie Öl. Sodann koche man das Ganze, gebe es in ein Gefäß und lasse es abkühlen. Was man zu essen beabsichtigt, gebe man hinein und esse es danach. Aber wenn man den Kohl allein essen kann, dann isst man ihn so.

Und wenn derjenige, der unter Beschwerden leidet, frei von Fieber ist, gebe man ihm ein klein wenig starken, dunklen, mit Wasser versetzten Wein zu trinken. Wenn er fiebert, [gebe man ihm] nur Wasser. Das mache man täglich am Morgen. Man sollte nicht viel davon verabreichen, damit sich kein Ekel einstellt, damit man dies auch weiterhin gerne nütze.

Die gleiche Behandlungsart kann Mann, Frau und Kind zuteil werden. Nun spreche ich über jene, die Probleme beim Harnlassen haben. Ein davon Betroffener nehme Kohl, werfe ihn in kochendes Wasser und koche ihn ein wenig, bis er halbdurch ist. Nachher gieße man das Wasser ab, aber nicht alles. Man gebe reichlich Öl hinzu, Salz, ein wenig Kümmel und koche das Ganze wieder kurz auf. Später dann trinke man das abgekühlte Gebräu und esse den Kohl, damit er möglichst schnell aufgenommen werde. Diese Behandlung wiederhole man täglich.

Text 6: Cato, De agricultura, c. 160

Wenn eine Verstauchung vorkommt, wird sie mit folgendem Rezept geheilt werden.

Nimm dir ein grünes Schilfrohr – vier oder fünf Fuß lang –, schneide es in der Mitte durch, und zwei Menschen sollen es an die verletzten Gliedmaßen halten. Beginn zu singen: „*motas uaeta daries dardares astataries dissunapiter*“, bis die Teile zusammenkommen. Darüber führe ein Eisen [Messer] hin und her. Sobald die Rohrhälften zusammentreffen und die eine die andere berührt, fasse sie mit der Hand und schneide sie links und rechts vorn ab, binde die Teile an die gestauchte oder gebrochene Stelle, sie wird geheilt werden.

Und trotzdem sollte man täglich [auch] einen Spruch singen, und zwar bei einer Verstauchung auf folgende Weise: „*huat haut haut istasis tarsis ardannabou damnaustra*.“

Text 7: Plinius d.Ä., Naturkunde 29, 6

[...] verändert wurde auch [die Schule], die Asklepiades, wie berichtet, später erdacht hatte. Sein Schüler war Themison; er schloss sich jenem anfänglich an, änderte aber bald mit zunehmendem Alter auch dieses Lehrsystem [...].

Text 8: Plinius d.Ä., Naturkunde 29, 9

Dasselbe Zeitalter wandte sich unter der Regierung Neros dem Thessalos zu, der alle Lehrsätze verwarf und mit einer Art Wut gegen die Ärzte aller Zeiten loslegte; aber mit welcher Klugheit und welcher Einsicht er dies tat, kann man aus einem einzigen Indiz mehr als deutlich entnehmen, dass er sich nämlich auf seinem Grabdenkmal, das an der Via Appia steht, den Namen *iatronikes* [Besieger der Ärzte] beilegte.

Text 9: Galen, Heilkunst 10, 3

Weil jener kluge Thessalier nicht nur in Bezug auf alles Übrige den Reichen Roms schmeichelte, sondern auch noch bekannte, in sechs Monaten seine Kunst weitergeben zu können, gewann er sich leicht überaus viele Schüler. Denn wenn diejenigen, die Ärzte werden, weder Geometrie noch Astronomie, weder Dialektik oder Musik noch irgendeine andere der wesentlichen wissenschaftlichen Disziplinen brauchen, wie es ja dieser Thessalier so überaus nobel versprach, werden die angehenden Ärzte auch keine lange Erfahrung und keine praktische Ausübung der Tätigkeiten ihrer Kunst wünschen, für jeden ist es bequem, eine wissenschaftliche Disziplin in Angriff zu nehmen, ganz so, wie es für einen zukünftigen Arzt leicht ist. Und daher ergibt es sich auch, dass sich Schneider, Färber und Handwerker, sowohl Tischler wie Schmiede – nachdem sie ihren eigentlichen Beruf verlassen haben – auf den Bereich der medizinischen Kunst stürzen.



Arzt als Asklepios

Text 10: Martial, Epigramme 1,47

Diäulus, einst ein Medicus,
bestattet heute Leichen.
Und was er heute leisten muss,
tat früher er desgleichen.

Text 11: Plinius d.Ä., Naturkunde 29, 11

Die Kunst, wieder und wieder neu gestaltet, ändert sich täglich; wir werden vom Wehen des Erfindergeistes Griechenlands umgetrieben und es ist offenkundig, dass jeder von ihnen, der den Mund voll nimmt, alsbald Herr über unser Leben und unseren Tod wird; als ob nicht Tausende von Völkern ohne Ärzte, wenn auch nicht ohne Heilmittel, lebten, wie es auch mehr als 600 Jahre beim römischen Volk der Fall war [...].

Text 12: Martial, Epigramme 5, 9

Mir war nicht wohl. Doch du warst schnell
mit hundert Schülern, Symmachus, zur Stell.
Und sie betasteten mich voll Fleiß
mit hundert Händen, kalt wie Eis.
Noch hatte ich das Fieber nicht. –
Doch, Symmachus, jetzt hat es mich.

Text 13: Columella, De re rustica XII 3,7

Und wenn sie es ermittelt hat, soll sie auch einen solchen Sklaven, der Unpässlichkeit nur vortäuscht, ohne Zögern ins Revier bringen; denn es ist besser, wenn einer, der von der Arbeit erschöpft ist, unter Aufsicht den einen oder andern Tag ausruht, als wenn er zu Überanstrengung genötigt wird und dabei einen echten Schaden erleidet.

Text 14: Varro, Res rusticae I 16,4

Daher sehen es unterer diesen Umständen die Bauern lieber, wenn in ihrer Nachbarschaft Personen mit Jahresverträgen wohnen, denen sie Aufträge erteilen können – Ärzte, Tuchwalker, Handwerker -, als dass sie [für entsprechende Arbeiten] ihre eigenen Leute auf dem Gut haben, weil durch den Ausfall einer einzigen Person manchmal der Ertrag des Guts vernichtet wird.

Diesen Bereich vertrauen die reichen Großgrundbesitzer für gewöhnlich dem eigenen Arbeitsreservoir an. Wenn nämlich Städtchen oder Dörfer von dem Gut allzu weit entfernt sind, stellen sie die Handwerker zur Verfügung, die sie in dem Landhaus haben, - ebenso die übrigen Dienstleister, damit die Arbeiter auf dem Landgut ihre Arbeit nicht verlassen müssen und an Arbeitstagen herumspazieren, als handle es sich eher um einen Feiertag als darum, durch die Arbeit den Ertrag des Guts zu steigern.



Kiefereinrenkung (Abb. aus einer Miniatur zu Apollonius von Kition)

Antike im Internet

Gottfried Siehs
g.siehs@tirol.com

Lernprogramm zur Rezeption von Ovids Metamorphosen

<http://www.fotomr.uni-marburg.de/ovidserv/Seminar/Tizian.htm>

Anhand von zwei Beispielen (Adonis, Danae) wird hier gezeigt, wie Tizian Themen aus Ovids Metamorphosen dargestellt hat. Es handelt sich dabei um ein Lernprogramm, das sehr gut geeignet ist, Schülern auf spielerische Weise ein grundlegendes Verständnis zu vermitteln. Das sieht zum Beispiel so aus:



- Ein Klick auf eine der angeführten Antworten bringt Erläuterungen über das angeführte Attribut und inwieweit es zur Identifikation hilfreich ist, sowie eine vergrößerte Ansicht des jeweiligen Details. Über weiterführende Links kann das Wissen noch weiter vertieft werden.
- Mit den beiden Knöpfen "Frau" und "Mann" kann man zwischen den Fragen zu den beiden Personen umschalten.
- Ein Klick auf "Info" bringt die wichtigsten Daten des Kunstwerks
- Mit "Zoom" kann das Bild im Großformat betrachtet werden.
- Ganz unten sind noch die beiden Knöpfe "Bildtradition" und "Grundsätzliches" zu finden. Ein Klick auf letzteren liefert Informationen über das Verhältnis zum Text, das Verhältnis zu bildlichen Darstellungen (Motivgeschichte), die grundsätzliche Verschiedenheit der Medien 'Bild' und 'Text', Fragen der Gattung und das Verhältnis des Werks zu seinen ersten und zu späteren Zusammenhängen.

Offenbar ist hier der weitere Aufbau eines "Ovid-Servers" geplant. Einige Seiten sind noch im Aufbau, die Suchfunktion wird hoffentlich bald funktionieren. Sicher lohnt es sich, ab und zu wieder einen Blick auf <http://www.fotomr.uni-marburg.de/ovidserv> zu werfen.

Sehr hilfreich ist auch <http://www.fotomr.uni-marburg.de/ovidserv/Data/Personal.htm>, wo man über ein alphabetisch geordnetes Namensverzeichnis Darstellungen vieler Figuren der Metamorphosen findet.

Foto Marburg im Kunstgeschichtlichen Institut der Philipps-Universität, vom Wissenschaftsrat als bundesdeutsches Zentrum für kunstgeschichtliche Dokumentation benannt, veröffentlicht im Verbund mit Archiven, Bibliotheken, Denkmalämtern, Forschungsinstituten und Museen Bild- und Textbestände zur europäischen Kunst.

Die Kinder im Alten Rom

Maria Mitterberger
(mit einer Einleitung von Maria Magdalena Hörtnagl)

„Ehe und Familie im Alten Rom“ - eine Fachbereichsarbeit von Maria Mitterberger, einer ehemaligen Schülerin des BG/BRG Sillgasse

„Auf tausenderlei Weise sind die Römer noch heute in unserem täglichen Leben spürbar gegenwärtig. Unzählige Ereignisse und Entwicklungen der römischen Geschichte stellen die Voraussetzung dar für das, was geschieht und was in unserer Gesellschaft und mit uns selbst noch geschehen mag.“

Mit diesem Zitat von Michael Grant (*Die Geschichte Roms. Von den Etruskern bis zum Untergang des Römischen Reiches*, Bindlach 1993, S. 11) leitet Maria Mitterberger ihre Fachbereichsarbeit ein.

Das besondere Interesse der Schülerin galt schon immer der Vorstellung von einem „Werte- bzw. Sittenverfall“, von dem, wie auch heute, so besonders in der Antike wiederholt berichtet wird. So entschloss sie sich eine Fachbereichsarbeit zum Thema „Ehe und Familie im antiken Rom“ zu schreiben, auch um die besondere Bedeutung dieser „Keimzelle“ eines jeden Staates in allen Epochen herauszustellen. Sich auf dieses kontroversielle Thema einzulassen erforderte viel Mut.

Beginnend mit eindrucksvollen Zitaten beschreibt Maria Mitterberger zuerst sehr ausführlich die römische Familie, die sich doch in einigen Punkten wesentlich von der heutigen unterschied, um dann im zweiten Kapitel die römische Ehe genauer zu behandeln. Das dritte Kapitel setzt sich mit „Maßnahmen zur Verbesserung der sittlichen Verhältnisse“ durch Augustus sowie mit deren Wirkung auseinander. In diesem Zusammenhang wird auch die Frage erörtert, wieweit es sich wirklich um dekadente Erscheinungen - wie von vielen Schriftstellern behauptet - oder nur um einen ganz „normalen Wandel“ handelte. Ein interessanter Vergleich mit der „Germania“ des Tacitus bildet den Abschluss der Arbeit. Der folgende Ausschnitt ist verschiedenen Aspekten - die „liberi“ betreffend - gewidmet.

Maria Magdalena Hörtnagl

1. Die Kinder - liberi

Das Leben von Kindern gestaltete sich sehr unterschiedlich, abhängig von der gesellschaftlichen Schicht, der sie angehörten. Diese Betrachtung konzentriert sich jedoch auf die Erziehung der mittleren und oberen Schichten des römischen *populus*, da von diesen zahlreiche Quellen erhalten sind.

Grundsätzlich wurde das menschliche Leben im antiken Rom durchaus nicht als unantastbar angesehen. Abtreibung und Aussetzung waren gängige Mittel, um die Zahl der Kinder zu regulieren, wobei diese beiden Methoden häufiger angewendet wurden als die „vorbeugende“ Empfängnisverhütung.

2. Geburtenrate und -kontrolle

Während der gesamten Zeit seines Bestehens litt das Römische Reich unter der hohen Säuglingssterblichkeit, doch schenkt man der Ansicht des Historikers Alfred Sauvy Glauben, so hätte, aufgrund der heutigen Kenntnisse über die Vermehrungsfähigkeit des Menschen, „die Bevölkerung des (Römischen) Reiches viel stärker wachsen und alle Grenzen sprengen müssen.“¹

Besonders in den reicheren Familien, bei denen Mangel am Nötigsten wohl kaum für Abtreibung oder Aussetzung verantwortlich gemacht werden kann, sind geringe Geburtenraten zu beobachten. Die Gründe mögen, ähnlich denen der Aussetzung, Erbangelegenheiten, Aufstiegsmöglichkeiten oder schlicht und einfach Eitelkeit gewesen sein, die besonders Ovid in seinen *amores* (II 14,7) den Frauen der höheren Gesellschaft vorwirft: Sie führten die Abtreibung nur durch, „damit der Leib keine häßlichen Runzeln aufweise ...“²

Das ungeborene Kind im Leib der Mutter, *nasciturus*, wurde nicht als Person im rechtlichen Sinne angesehen. Alle Rechte, die ihm zugesprochen wurden, bezogen sich auf die Zeit nach der Geburt, wie zum Beispiel Erbsprüche, jedoch besaß es kein Recht auf sein Leben. Infolgedessen war Abtreibung grundsätzlich nicht strafbar.

Von antiken Juristen unterschiedlich beurteilt wurde lediglich die Abtreibung, die ohne Wissen des Vaters oder des Inhabers der *patria potestas* bzw. nach dessen Tod, *postum*, durchgeführt worden war.

„Warum durchwühlt ihr euer Inneres mit gewaltsam eingeführten spitzen Waffen und gebt Ungeborenen gräßliches Gift.“³

Mit diesen Worten ist Ovid (*amor*, II 14,27 f.) wiederum einer von vielen Moralpredigern, denen die Abtreibung missfiel. Sie war allerdings ein zu bequemes Mittel, Familienplanung zu betreiben, als dass man sie als Problemlösung einfach außer Acht lassen hätte wollen.

Selbst als man die Abtreibung ohne Wissen des Ehemannes, dem damit nämlich der mit der Ehe verbundene Anspruch auf die Geburt von Nachkommen genommen wurde, um 200 n. Chr. mit einer Verbannung auf Zeit bestrafte, schien sie trotzdem, besonders im Kaiserhaus, gebräuchlich zu sein.⁴ Man kannte mehrere Methoden, um eine Schwangerschaft abzubrechen. Zum einen verwendete man Brechmittel, da man der Ansicht war, dass die Gebärmutter zu den Eingeweiden zählte und man sie somit zum „Erbrechen“ bringen konnte. Es gab Mittel um einen *abortus* einzuleiten, obwohl dies ein hohes Risiko für das Leben der Frau beinhaltete. Auch Sonden wurden bereits verwendet. Einige Ärzte weigerten sich solche

¹ Zit. nach Veyne, Paul: Das Römische Reich, in: Geschichte des privaten Lebens, hg. von Ariès, Philippe; Duby, Georges, Band 1: Vom Römischen Imperium zum Byzantinischen Reich, hg. von Veyne, Paul, S. 26.

² Zit nach Weeber, Karl-Wilhelm: Alltag im Alten Rom, Düsseldorf / Zürich 1998, S. 13.

³ Weeber: A.a.O., S. 13.

⁴ *Ibid.*, S. 13 f.

Schwangerschaftsabbrüche herbeizuführen, allerdings nicht aufgrund der Tötung des Kindes, sondern, um nicht an der Verschleierung eines Ehebruchs beteiligt zu sein. Strafrechtlich verfolgt konnte nur derjenige werden, welcher der Schwangeren das Mittel verabreicht bzw. den Eingriff durchgeführt hatte. In beiden Fällen lautete die Anklage auf Mord. Im ersten Fall sprach man allerdings davon, dass der Tod durch Gift erfolgt sei, da man offensichtlich nicht zwischen *venenum* (Gift) und Medikamenten unterschied. Die Abtreibung wurde vor allem auch deshalb so häufig durchgeführt, da man, um eine Empfängnis zu verhindern, nur eine sichere Methode kannte, die Enthaltbarkeit.

Die Angaben der verschiedenen Ärzte über den Zyklus der Frau wichen stark voneinander ab und waren zudem meist falsch. Die Waschung nach dem Geschlechtsverkehr schien sehr gebräuchlich zu sein, da die meisten von ihrer Wirkung überzeugt waren. Weiters kannte man bereits spermizide Mittel, wie Olivenöl, die eine Empfängnis verhindern sollten.⁵ Der *coitus interruptus* wird von Rufus von Ephesos (Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr.) wie folgt erwähnt:

„Die Ärzte rieten den Männern davon ab, ihr Sperma am Ende des Beischlafs zurückzuhalten, da dies für Niere und Harnblase angeblich sehr schädlich sei.“⁶

Außerdem schien die Geburt und damit auch die Beseitigung des Nachwuchses Aufgabe der Frau zu sein, deshalb hätte diese Verhütungsmethode nicht in das geltende Schema gepasst.

3. Aussetzung - *expositio*

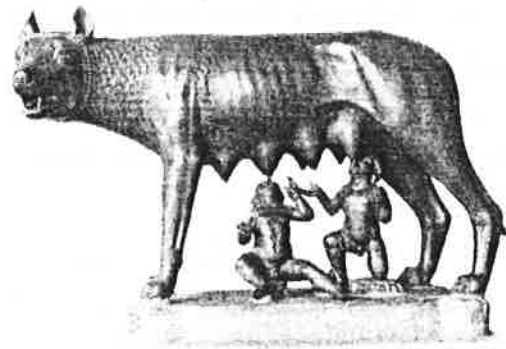
Die Gebräuchlichkeit der Kindesaussetzung, auch *sublatio* genannt, bei den Römern lässt bereits die berühmte Gründungssage von Romulus und Remus erahnen. Es waren dies die sagenhaften Söhne der Rhea Silvia und des Gottes Mars, die aufgrund einer Weissagung ausgesetzt worden waren, da der König befürchtete, durch sie gestürzt zu werden. Eine Wölfin ernährte die Kinder jedoch und bewahrte sie somit vor dem sicheren Hungertod. Später gründeten sie eine Stadt, die einst Rom genannt werden sollte.

In der Realität verlief das Schicksal von Kindern, die ausgesetzt wurden, meist nicht so glimpflich wie im Falle von Romulus und Remus. Ob ein Neugeborenes anerkannt wurde oder eben ausgesetzt, hing ganz vom *pater familias* ab. Durch das erstmalige Aufheben des Kindes nach der Geburt, *tollere*, bestätigte er dessen Anerkennung. Die Zustimmung der Mutter war in diesem Fall nicht vonnöten. Selbst wenn der Vater abwesend oder bereits

⁵ Vgl. Rousselle, Aline: Der Körper und die Politik, in: Geschichte der Frauen, hg. von Duby, Georges; Perrot, Michelle, Band 1: Antike, hg. von Schmitt Pantel, Pauline, S. 338 ff. Siehe auch Veyne: A.a.O., S. 26.

⁶ *Ibid.*, S. 338.

verstorben war und zuvor verfügt hatte, dass das Kind auszusetzen sei, hatte die Frau die Pflicht, dem Wunsch ihres Mannes zu entsprechen.⁷



Die Capitolinische Wölfin (lupa) mit den Zwillingen

Laut den XII-Tafelgesetzen war die Aussetzung ausdrücklich für missgebildete Kinder vorgesehen:

„Cito necatus tamquam ex XII tabulis insignis ad deformitatem puer.“⁸

Seneca bestätigt dies mit folgenden Worten, wobei er den Vorteil unterstreicht, der durch die Kindestötung der gesamten Gesellschaft erwachsen würde:

„Tollwütige Hunde schlagen wir nieder ... und krankes Vieh, daß es nicht die Herde anstecke, schlachten wir; Mißgeburten löschen wir aus, Kinder auch, wenn sie schwächlich und mißgestaltet geboren worden sind, ertränken wir; und nicht Zorn, sondern Vernunft ist es, vom Gesunden Untaugliches zu sondern.“⁹

Ein anderer Grund, der besonders in den reicheren Familien zur Aussetzung eines Kindes führen konnte, war ein bereits bestehendes Testament. Basierend auf einem Grundsatz des römischen Erbrechts wurde ein solches durch die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter erledigt, das heißt, es verlor seine Gültigkeit.¹⁰ Da man offensichtlich bestrebt war, durch diesen Umstand neu hervorgerufene Schwierigkeiten zu vermeiden, wurde die Aussetzung häufig als einzige Lösung angesehen. Dem Vater stand jedoch die Möglichkeit offen, das Kind im Vorhinein zu enterben. Aufgrund dessen ist anzunehmen, dass bei so mancher Aussetzung zusätzliche Gründe im Spiel gewesen sein dürften. Sollte zum Beispiel der Verdacht der Untreue auf eine Ehefrau gefallen sein, so wurde das Kind, falls sie schwanger

⁷ Vgl. Veyne: A.a.O., S. 23.

⁸ Hausmaninger; Trachta; Gamauf: Römisches Recht. Studienband, S. 42.

⁹ Seneca: Über den Zorn I 15,2, in: Rilinger, Rolf (Hg.): A.a.O., S. 74.

¹⁰ Vgl. Veyne: A.a.O., S. 24.

war, als Symbol für den Seitensprung ausgesetzt. „Fehlritte“ von Töchtern pflegte man ebenfalls auf diese Weise sozusagen auszubessern.

Plutarch, ein griechischer Autor ca. 100 n. Chr., beschreibt, dass die Armen (im antiken Sinne, vergleichbar mit der heutigen Mittelschicht) ihre Kinder aussetzten, „um sie nicht verdorben zu sehen durch eine mittelmäßige Bildung, die sie untauglich macht für Rang und Würde.“¹¹

Bei ärmeren Leuten kam es auch vor, dass sie sich in einer solch schlechten finanziellen Lage befanden, dass sie die Ernährung ihres Kindes nicht Gewähr leisten konnten. Sie waren praktisch gezwungen es auszusetzen oder es in die Sklaverei zu verkaufen.

Kindergeld mit gesetzlicher Grundlage war in Rom unbekannt. Lediglich private Spendenfonds sollten den Fortbestand von einigen armen Familien sichern. Während man in der Republik an dauerhaft ausgezahlte Gelder aus der Staatskasse gar nicht zu denken schien, zahlte bereits Augustus bei Inspektionsreisen durch das Land gewisse Summen an Familien mit Kindern - ganz im Sinne seiner Politik - aus. Unter den Adoptivkaisern Nerva und Trajan gab es erstmals so genannte *alimentationes*, die wohl dem heutigen Kindergeld entsprachen. Dem wäre allerdings hinzuzufügen, dass es damals keinen Rechtsanspruch auf solche Unterstützungen gab und trotz der Zahlungen viele Familien leer ausgingen, wengleich das Kindergeld, sollte man es erhalten haben, höher ausfiel als heute.¹²

Es gab jedoch auch Fälle von Aussetzungen, deren Begründung vom heutigen Standpunkt aus kaum mehr nachzuvollziehen ist. Beim Tod des Germanicus zerstörte das Volk aus Protest gegen die Götter Tempel und manche setzten ihre Kinder aus, um den Göttern zu zeigen, dass sie ihren Nachwuchs ebenfalls nicht annehmen würden, wenn der Thronfolger sterben müsse. Bei der Ermordung der Agrippina durch ihren Sohn Nero kam es zu ähnlichen Vorfällen. Ein Vater zum Beispiel setzte sein Kind mitten am Forum Romanum aus. Zuvor versah er es mit einer Tafel, auf der geschrieben stand:

„Ich ziehe dich nicht groß, auf daß du nicht einst deine Mutter erwürgst.“¹³

Das weitere Schicksal der ausgesetzten Kinder war ungewiss. Viele starben sicherlich, manche wurden jedoch gefunden und anschließend meist als Sklaven gehalten oder zur Arbeit in einem Bordell herangezogen: „*vel ad servitutum vel ad lupanar*“¹⁴, wie es Laktanz ausdrückt. Je nachdem, ob der Finder das Kind als sein eigen Fleisch und Blut oder als Sklave aufzog, hatte dieser die *patria potestas* oder das Eigentumsrecht inne.¹⁵

Für den jüdisch-hellenistischen Philosophen Philon war Aussetzung offenbar gleichbedeutend mit Mord:

¹¹ Ibd., S. 24.

¹² Vgl. Weeber: A.a.O., S. 200 f. Siehe auch Vretska, Helmut; Königshofer, Ursula: Tacitus und Plinius. Textband, hg. von Hadamovsky, Wilhelm; Nowotny, Ernst (= Latein in unserer Welt), Wien 1992, S. 80.

¹³ Zit. nach Veyne: A.a.O., S. 25.

¹⁴ Weeber: A.a.O., S. 203.

¹⁵ Vgl. Kaser: A.a.O., S. 245.

„Manche setzen sie an einem verlassenem Ort aus, wobei sie – wie sie angeben – hoffen, daß die Kinder gerettet würden, in Wirklichkeit sie aber dem schlimmsten Schicksal überlassen.“¹⁶

Musste die Mutter das Kind gegen ihren Willen weggeben, so wird in einigen Quellen berichtet, habe sie manchmal eine List angewandt, um ihren Sprössling zu retten.

Sie gab es zu Verwandten oder Freunden, die es als Sklave aufzogen und später freiließen. Fand die Handlung des Aussetzens allerdings gegen den Willen des Vaters statt bzw. ohne dessen Wissen, so entfernte die Mutter widerrechtlich Eigentum (lat. *partum*) des *pater familias*, weshalb sie sogar belangt werden konnte.¹⁷

In der Zeit der römischen Republik blieb die Aussetzung ein gängiges Mittel der Familienplanung. Das sagenhafte Gesetz des Romulus rief zwar dazu auf, wenigstens alle freigeborenen Söhne und die erstgeborene Tochter aufzuziehen, die Annahme, dass jedoch mehr weibliche als männliche Nachkommen ausgesetzt wurden, wird nicht durch direkte Quellen oder Beweise unterstützt. Viele Historiker sind allerdings der Ansicht, dass sich Rom wohl kaum von den umgebenden Kulturen unterschieden hätte bzw. sich deren Einfluss entziehen hätte können.¹⁸

Selbst durch die Zahl der als Sklaven aufgezogenen Findelkinder lassen sich jedoch keine genauen Daten eruieren. Vom antiken Griechenland hingegen sind eindeutige Quellen erhalten. So schrieb ein Grieche im ersten vorchristlichen Jahrhundert an seine Frau:

„Wenn du ein Kind bekommst, dann laß es leben, sofern es ein Junge ist; wenn es ein Mädchen ist, setze es aus.“¹⁹

Erst mit der zunehmenden Humanisierung durch den Einfluss der Stoiker und des Christentums kam die Aussetzung in Verruf und wurde schließlich im 4. Jahrhundert n. Chr. verboten.



Grabrelief einer Hebamme: Es zeigt eine Geburt, bei der eine Frau von einer Hebamme unterstützt wird.

¹⁶ Zit. nach Gardner: A.a.O., S. 156.

¹⁷ Vgl. Rousselle: A.a.O., S. 337.

¹⁸ Vgl. Gardner: A.a.O., S. 158 f.

¹⁹ Zit. nach Veyne: A.a.O., S. 23.

4. Status

Im alten Rom wurde zwischen legitimen und illegitimen Kindern unterschieden:

Als legitim wurden jene bezeichnet, die aus einem matrimonium iustum, also einer rechtsgültigen Ehe, hervorgingen. Wurde eine Ehe durch den Tod des Mannes oder eine Scheidung aufgelöst, galt der Zeitraum von sieben bis zehn Monaten vor der Geburt des Kindes, in dem die Zeugung stattgefunden haben musste, damit das Kind trotzdem einen legitimen Status erhielt. Man sprach davon, dass der Sprössling dem Vater folgte, *patrem sequitur*, und dementsprechend dessen Namen, gesellschaftliche Stellung und damit im Falle auch das römische Bürgerrecht übernahm. Ein interessanter Rechtsgrundsatz behandelt die Annahme der Legitimität. Nur die Identität der Mutter galt als sichergestellt, nicht aber die des Vaters. In einer Ehe wird also einfach vermutet, dass der Ehemann der Mutter auch der Vater des Kindes ist:

„Mater semper certa est, pater est, quem nuptiae demonstrant.“²⁰

Außerhalb der Ehe geborene Kinder nahmen den Status und den Namen der Mutter an, sie folgten der Mutter. Der Vater galt als unbekannt, *pater incertus*. Diese Kinder, *vulgo quaesiti* oder *spurii*, waren Personen *sui iuris*, ihre Mutter hatte keine Gewalt über sie.²¹ Gesellschaftlich hatten sie wenig Chancen Karriere zu machen oder Ruhm zu erlangen, wiederum ein Indiz für die große Bedeutung, welche der *familia* in Recht und Gesellschaft zugesprochen wurde.

Dies bestätigt auch Plutarch, indem er erklärt, dass die Grundlage einer Existenz bereits bei der Zeugung beginne:

„Ich rate denen, die Ehre an ihren Kindern erleben wollen, sich nur nicht mit den ersten besten Weibspersonen, mit Huren und Beischläferinnen einzulassen, denn unauslöschliche Schande folgt zeitlebens allen, deren Geburt unecht ist ... Die echte Geburt ist ein Schatz an Freimut, während der Stolz derer, die von trüglicher, unechter Abkunft sind, leicht zu Fall gebracht wird und sich ducken lässt.“²²

5. Erziehung

Römische Kinder, gleich ob Mädchen oder Knaben, wurden sofort nach ihrer Entbindung der Obhut einer Amme übergeben. Selbst das Stillen zählte zu deren Aufgabenbereich. Diese allgemeine Praktik bei reicheren Familien in Rom wird mit folgenden Worten von Gellius heftig kritisiert:

²⁰ Hausmaninger; Trachta; Gamauf: Römisches Recht. Studienband, S. 42.

²¹ Vgl. Hausmaninger; Trachta; Gamauf: Römisches Recht. Textband, S. 16.

²² Plutarch: Über Kindererziehung, in: Rilinger (Hg.): A.a.O., S. 83.

„So gibt es nämlich ... viele solche unnatürliche, entartete (Raben-)Mütter, die Alles aufbieten, den heiligsten Bronnen des Leibes, den Urquell der für das (gesamte) Menschengeschlecht bestimmten Nahrung vertrocknen zu lassen und zu unterdrücken, ohngeachtet der mit Vernichtung und der Vertreibung der Milch verbundenen Gefahr, nur um ihrer äußern Schönheit keinen Eintrag zu tun.“²³

Die Römer maßen bei der Erziehung ihrer Kinder der Vorbildwirkung große Bedeutung bei. Sowohl die Eltern als auch Verwandte, aber auch der Erzieher, *paedagogus* (ein Sklave), und die Amme sollten den Sprösslingen durch ihren Lebenswandel zeigen, wie sie sich später zu verhalten hätten.²⁴

Daraus resultierte wahrscheinlich auch die Abneigung der Öffentlichkeit gegen allein-erziehende Mütter oder andere nicht traditionelle Familienverbände, da den Kindern auf diese Weise ja das Beispiel fehlte, an dem sie sich orientieren hätten können.

Dies ist übrigens heutzutage wiederum Gesprächsthema. Benötigt man beide Elternteile, um einen Menschen richtig erziehen zu können?

Im Laufe der Zeit übernahmen so immer mehr fremde Menschen die Erziehung der Kinder aus vornehmen römischen Familien. Daraus erklärt sich auch der stets höher einzuschätzende Stellenwert, den die Paedagogen, die seit 168 v. Chr.²⁵ meist griechischer Abstammung waren, in Belangen der Erziehung und der Geisteshaltung der späteren Erwachsenen einnahmen. Cato der Ältere war ein besonderer Gegner der Griechen und warnte stets vor ihnen. Die Erziehung seines Sohnes übernahm er lieber selbst. In dieser Funktion als ausnehmendes Musterbeispiel eines Vaters wird er im Folgenden von *Plutarch* gelobt:

„Als der Junge sich geistig zu regen begann, nahm ihn der Vater selbst vor und lehrte ihn Lesen und Schreiben, obwohl er einen geschickten Sklaven mit Namen Chilon als Lehrer hatte, der viele Kinder unterrichtete. Aber es war ihm, wie er selbst sagt, nicht recht, daß sein Sohn von einem Sklaven ausgeschimpft oder am Ohr gezogen würde, wenn er etwas nicht gleich verstünde. Er wollte auch seinem Sklaven für solch einen wichtigen Unterricht nicht zu Dank verpflichtet sein. [...] So formte Cato seinen Sohn zu einem Meisterwerk der Tüchtigkeit.“²⁶

²³ Gellius: Die Attischen Nächte, in: Rilinger (Hg.): A.a.O., S. 78 f.

²⁴ Vgl. Pleticha, Heinrich; Schönberger, Otto: Die Römer. Geschichte und Kultur von A bis Z, Sonderausgabe, Bindlach 1992, S. 136 f.

²⁵ Dieses Datum markiert die Eroberung Griechenlands mit dem römischen Sieg in der Schlacht bei Pydna. Tausende von Sklaven kamen in den folgenden Jahren nach Rom, welche sowohl die römische Kunst als auch die Philosophie (z. B. die Stoiker), die Medizin und die Erziehung maßgeblich beeinflussten.

²⁶ Zit. nach Krefeld, Heinrich: Res Romanae. Ein Begleitbuch für die lateinische Lektüre, Frankfurt am Main 1988, S. 119.

Viele Eltern glaubten, ihren Kindern eine besonders fruchtbare Jugendzeit angedeihen zu lassen, indem sie ihren Nachwuchs von älteren Verwandten auf dem Land beaufsichtigen und erziehen ließen. Die Großstadt Rom litt nämlich unter Umwelt- und Luftverschmutzung, der die Kinder auf diesem Wege nicht ausgesetzt waren. Auch dem Luxus und dem ausschweifenden Lebenswandel, den viele reiche Stadtbewohner, manchmal die Eltern selbst, betrieben, sollten sie erst mit einem gestärkten und gereiften Charakter entgegenreten und somit diesen Verlockungen nicht verfallen, sondern weiter von *industria*, dem Fleiß, geleitet, ihren Weg gehen.

Die Liebe zwischen Eltern und Kindern wird ferner häufig als durch Moral und Sitte aufgezwungen und nicht durch natürliche Gefühle geleitet beschrieben.

Wiederum ist es *Gellius*, der die herrschende Situation auf den Punkt bringt:

„Deshalb wird, sind alle jene Begriffe von Pflichtgefühl und angeborner Kindesliebe erloschen und vernichtet, bei derartig erzogenen Kindern, wenn sie auch Vater und Mutter zu lieben scheinen, diese (gebotene) Liebe fast größtenteils keine wahrhaft innerliche, wirkliche Zuneigung sein, sondern nur eine (vorsätzlich) erzwungene und eingebildete (die nichts als die kalten verwandtschaftlichen Namen der Eltern und Kinder zur Schau trägt).“²⁷

Die Blutsbande hatten in Rom also höchstens gesellschaftlichen Charakter. Verwandtschaftliche Beziehungen waren für die Namensgebung oder die Ehre der Familie wichtig, aber kein Indikator für Zuneigung. Natürlich ist es nicht schwer nachzuvollziehen, dass diese Distanz zwischen Eltern und Kindern, die ihren Vater häufig mit *domine*, Herr, anredeten, keinen guten Nährboden für Liebe oder Nahverhältnisse gebildet haben dürfte.

6. Schulunterricht im antiken Rom

Wie ohnedies anzunehmen ist, gab es in Rom um Christi Geburt keine staatlichen Schulen. Man kannte kaum Unterstützung des Staates, geschweige denn eine Schulpflicht. Kindern eine Ausbildung zu ermöglichen war Sache der Eltern. Konnte man sich keinen eigenen, meist griechischen Haussklaven leisten, der die Kinder unterrichtete, schickte man sie zu einem privaten Lehrer, der irgendwo, meist an einem sehr belebten Platz, ein Lokal gemietet hatte, um dort den Unterricht abzuhalten. Die Ausbildung begann mit der so genannten *Elementarschule*.

Hier lernten die Kinder Lesen und Schreiben. Zuerst sollten sie mit den einzelnen Buchstaben vertraut werden, dann mit Phrasen, schließlich schrieben sie Sätze.

²⁷ Gellius: Die Attischen Nächte, in: Rilinger (Hg.): A.a.O., S. 82.

Der Wortlaut der XII-Tafelgesetze stellte meist den Einstieg in die Welt des geschriebenen Wortes dar.

Ein Beispiel des Lateinunterrichtes im antiken Rom anhand des ersten *Aeneis*-Verses:

Skandiere den Vers: *Arma vi / rumque ca / no Tro / iae qui / primus ab / oris.*

Wieviel Zäsuren hat er? – Zwei [...] Wieviel Wörter (Satzteile) hat er? – Neun. Wieviel Nomina? – Sechs ...²⁸

Lateinschüler erinnert dies wohl auch heute noch an den Unterricht, wenngleich die Antworten wahrscheinlich etwas mehr Zeit benötigen!

Einen großen Teil des Unterrichts machte aufgrund des hohen Preises von Büchern das Auswendiglernen von Texten oder Daten aus. Natürlich war der Eifer der jungen Leute dem Vorgetragenen zu lauschen bzw. Texte zu wiederholen einigermassen gedämpft. Züchtigungen durch Prügel wurden als gebräuchliches Mittel angesehen, um die Disziplin aufrecht zu erhalten. Dies alles bewirkte allerdings, dass eine Schule stets Lärm verbreitete, der besondere Empörung bei manchen Anrainern hervorrief, zumal der Unterricht früh am Morgen begann. Mit den folgenden Worten drückte zum Beispiel Martial (IX 68) seine Verstimmung aus:

„Du Schulmeister, verwünschter, was haben wir miteinander, du Person, die zugleich Knaben und Mädchen verhaßt. Noch hat der Hahn ... nicht die Stille zerrissen, und mit wildem Geschrei, Schlägen auch Donnerst du schon. ... Wir als Nachbarn, wir bitten um Schlaf. [...] Laß deine Schüler nach Haus! Du Schwätzer, willst du die Summe, die du bekommst für dein Schrein, haben, damit du nur schweigst?“²⁹

Auch für die Schüler schien die Schule kein Spiel gewesen zu sein, wie ihr lateinischer Name *ludus* vermuten ließe. Monotones Wiederholen und Nachsprechen machten die Eintönigkeit des Schulalltages aus.³⁰

²⁸ Weeber: A.a.O., S. 314.

²⁹ Zit. nach Pleticha; Schönberger: A.a.O., S. 137.

³⁰ Seneca (ep. 106, 12) drehte deshalb den später erwähnten Spruch - „Für das Leben, nicht für die Schule lernen wir!“ - um und machte daraus: „Für die Schule, nicht für das Leben lernen wir!“ Vgl. Weeber: A.a.O., S. 314 ff.



Idyllisches Bild einer Schule: Der Lehrer sitzt im Halbkreis mit seinen Schülern, meist stand er jedoch erhöht auf einem Podest

Ähnlich ihren heutigen Genossen machten sie ihrem Ärger durch das Beschmieren der Schulwände Luft. *Graffiti* nannte man diese Kritzeleien, deren Inhalt oft sehr negativ für den Lehrer, den *magister ludi*, ausfiel. Von sieben bis elf oder zwölf Jahren genossen hier sowohl Knaben als auch Mädchen die Grundausbildung. Für die meisten blieb es auch dabei.

Die Mädchen beendeten hier zumeist ihre Ausbildung und wurden fortan in den häuslichen Arbeiten unterrichtet. Die Knaben, die aus weniger reichen Familien stammten, gingen nach dem Besuch der Elementarschule zu arbeiten an. Nur manchen war es vergönnt, die nächste Stufe der Bildung zu erklimmen, die Literaturschule des *grammaticus*.

Den klassischen Schriftstellern, die in dieser Schule gelesen wurden, wie Ennius oder Terenz schlossen sich später Cicero, Vergil mit seinem „*Nationalepos*“ - der *Aeneis* -, Horaz und Sallust an. Deren Werke werden ja auch heute noch im Lateinunterricht gelesen.

Man wollte den Schülern den Zugang zur Literatur von verschiedenen Seiten ermöglichen. So wurden sowohl stilistische Mittel als auch Ausdruck und Inhalt untersucht. Die Schüler wurden auf diesem Wege mit der Mythologie, der Philosophie, der römischen Geschichte und der Politik vertraut.³¹

Den Abschluss des „Bildungswesens“ in Rom selbst stellte die rhetorische Ausbildung bei einem Rhetor dar. Sie war notwendig, um ein hohes Amt oder eine juristische Arbeit zu übernehmen, doch sie war auch prestigeträchtig. Die Fähigkeit, sich gut artikulieren zu können, war fast gleich bedeutend mit öffentlichem und politischem Erfolg, also frei nach dem Motto:

„Non scholae, sed vitae discimus.“

³¹ Vgl. Pleticha; Schönberger: A.a.O., S. 137 f.

So verdankt zum Beispiel auch Cicero seiner Rednergabe einen großen Teil seiner Karriere, zumal er noch dazu ein *homo novus*³² war.

In der Rhetorikschule lernte der Schüler seine Anliegen wirkungsvoll darzustellen, gewissermaßen wurde er dazu herangebildet, Texte und Reden, also was er in der Literaturschule gelesen hatte, selbst zu verfassen.

Betrachtet man Lebensläufe von berühmten Römern, gibt es jedoch noch eine auffällige Gemeinsamkeit. Stets findet man darin Hinweise auf Bildungsreisen in den Osten, nach Griechenland oder eine der vorgelagerten griechischen Inseln, denn dort befand sich sozusagen die Wiege der Rhetorik und der Philosophie. Die Redekunst wurde allerdings erst in Rom zu einem solch gewichtigen Mittel der Macht erhoben.

7. Die Söhne des Hauses – filii familias

*„Was haben nun aber die trefflichen Väter, die ihre Söhne schlecht erziehen und schlecht unterrichten lassen, für Folgen zu erwarten? Ich will es sagen: kommen diese Söhne ins Mannesalter, schlagen sie sich Vernunft und gute Sitte aus dem Sinn und ergeben sich schändlich sklavischer Wollust ...“*³³

Wie Plutarch mit diesen Worten mahnten viele Gelehrte des nachchristlichen Rom vor den Umtrieben der Jünglinge, welche die Männertoga bereits angelegt hatten bzw. noch nicht in den Stand der Ehe eingetreten waren.³⁴ Vor dieser Zeit sah man es jedoch als völlig normal an, dass sich Knaben, auch aus gutem Hause, ihre Erfahrung sozusagen auf lasterhaftem Wege aneigneten. Man wollte, dass sie ihr Leben auskosteten, um dann ihrer Ehefrau mehr oder minder treu zu sein, da ihre Neugier bereits befriedigt war. Selbst der konservative Sittenwächter Cato sah anscheinend nichts Anstößiges darin, wenn ein junger Mann ein Bordell besuchte. Eines Tages sah er nämlich einen Jüngling aus einem *lupanar* (lat. für Bordell) herauskommen und soll darauf gesagt haben: „*Recht so.*“ Er beobachtete denselben allerdings noch einige Male und meinte dann: „*Als ich ‚Recht so‘ sagte, meinte ich damit nicht, daß du hier zu Hause sein sollst.*“³⁵

Gegen Ende der Republik und in den Anfängen der Kaiserzeit schien die Situation jedoch langsam aus den Fugen zu geraten. Die Jünglinge der höheren Gesellschaft schlossen sich in den sogenannten *collegia iuvenum* zusammen. In diesen „Verbänden“ wurden viele Tätigkeiten gemeinsam durchgeführt, doch unter anderem zogen sie auch nachts als plündernde Banden durch die Straßen. Zum Teil fingen sie Schlägereien an und beraubten

³² Ein *homo novus*, eine Neuling sozusagen, war ein Mann von nicht-senatorischem Rang, der als Erster seiner Familie aus dem Ritterstand das Amt des Konsuls bekleidete und damit die Nobilität seiner Familie begründete.

³³ Plutarch: Über Kindererziehung, in: Rilinger (Hg.): A.a.O., S. 87.

³⁴ Der Zeitpunkt, an dem die Knaben ihre Kinderkleidung ablegten, wurde von ihrem Vater oder Erzieher bestimmt. Man betrachtete sie somit als mannbar. (siehe Veyne: A.a.O., S. 34).

³⁵ Balsdon, Dacre: Die Frau in der römischen Antike, München 1979 (Nachdruck mit Nachträgen von K. Brodersen München 1989), S. 250.

ehrbare Leute. Sogar Kaiser Nero befand sich des Öfteren unter diesen und wäre fast einmal von einem Mitglied des Senats verprügelt worden, da dieser ihn nicht gleich erkannt hatte.

Vor allem aus Gründen der mangelnden Hygiene und der schnellen Verbreitung von Geschlechtskrankheiten mahnten auch zunehmend Ärzte vor allzu unstem Lebenswandel. Man ging so immer mehr von den althergebrachten Sitten ab und wandte sich dem neuen Ideal zu, wie es ebenfalls Tacitus in seiner *Germania* (c. 20) als Vorbild darstellt, dass auch der Mann mehr oder weniger unerfahren und unberührt in die Ehe eintreten sollte. Sportliche Betätigung sollte sowohl Geist als Körper von den „verderbenden Genüssen“ des Lebens ablenken.³⁶ Fraglich ist jedoch der Erfolg, den solche Mahnungen auf die Jugend gehabt haben mögen.

Die Freiheit der jungen Männer war durch die absolute Gesetzeslage der *patria potestas* ohnedies sehr eingeschränkt. Es ist wohl leicht vorstellbar, dass die totale Abhängigkeit, die zwischen einem Sohn und seinem Vater bestanden hat, das Selbstbewusstsein des Jünglings, ja auch des jungen Familienvaters, sehr geschwächt haben mag. Die Rechtsgewalt des Vaters bot jedoch auch einigen Schutz. Schließlich war er dazu verpflichtet die Schulden seines Sohnes zu begleichen und Strafen, die vom eigenen Vater bestimmt worden waren, fielen zum Teil sicherlich milder aus als die vom Staat verhängten.

Die Zeit der Jugend war für Jünglinge die einzige, in der sie sich etwas freier bewegen konnten und sowohl der Vater als auch der Staat nach alter Sitte meist Milde walten ließen – trotz neuer Erkenntnisse im Bereich der Medizin.

*„Durch Ehrgefühl und Milde kann, das glaubt' ich stets,
Man seine Kinder besser ziehen als durch Furcht. [...] Gewöhne denn ein Vater seinen Sohn, von selbst
Zu tun das Rechte, nicht aus Furcht vor anderen.“*³⁷



Ein Sohn trägt seinem Vater eine Redeübung vor

³⁶ Vgl. Veyne: A.a.O., S. 36 f.

³⁷ Terenz: Adelphoe I 1 ff., in: Rilinger (Hg.): A.a.O., S. 120 f.

8. Die Töchter – filiae familias

Die römischen Mädchen wurden grundsätzlich nicht zu Selbstständigkeit erzogen, sondern viel mehr zu Gehorsam und Erfüllung ihrer Pflichten im Hause. Im Laufe der Zeit setzte sich trotzdem der Brauch durch, auch weiblichem Nachwuchs die Grundbildung in der Elementarschule zukommen zu lassen. Höhere Bildung genossen die Mädchen jedoch eher selten, zumal in manch philosophischen oder literarischen Werken Gedanken enthalten waren, die den Geist und die gute Sitte „verderben“ hätten können. Sollten sie also weitergebildet werden, war dies meist Aufgabe ihres Mannes.



Grabstatue einer trauernden Frau oder eines Mädchens

Er sollte seinem „Schützling“, wie Plutarch meint, im Gespräch jene Dinge mitteilen, die ihm von Nutzen und für ihn geeignet waren, sozusagen zensurierte Information: „*Samme für deine Frau das Brauchbare bienengleich von allen Orten her ... und teile es ihr im Gespräch mit ...*“³⁸ Überdies schreibt er, dass es doch erfreulich sei, wenn eine Frau zu ihrem Mann aufschaut und sagt:

*„Lieber Mann, du bist mein Meister, mein Philosoph und Lehrer der herrlichsten und göttlichsten Dinge.“*³⁹

Daraus ist zu schließen, dass die Erziehung, die den Mädchen zuteil wurde, vor allem als Vorbereitung für die Ehe gedacht war. Dies beinhaltete natürlich auch die Bewahrung der Jungfräulichkeit.

*„Wie gesagt, so sind wir nun einmal gemacht, wir Männer: Aus Eifersucht, aus Liebe zu eitlem Ruhm, oder aus welchem Grunde auch immer, lieben wir vor allem das, worüber kein anderer vor uns verfügen oder wovon keiner vorher Nutzen ziehen konnte, und dessen erste und einzige Meister wir sind.“*⁴⁰

Die Bestrafung, der auch unverheiratete Mädchen unterlagen, sollten sie sich „unsittlich“ verhalten haben, wird im Kapitel über die Sexualstrafen noch genauer behandelt.

Am Vorabend der Eheschließung, die unter Umständen sehr früh erfolgen konnte, kam die Amme oder die Mutter ins Zimmer des Mädchens, um ihm noch letzte Ratschläge für die Zukunft und die Behandlung des Ehemannes zu erteilen. Auch weihte es seine Spielsachen an

³⁸ Plutarch: Von der Ruhe des Gemüts 93 ff., in: Rilinger (Hg.): A.a.O., S. 184.

³⁹ Ibd., S.184.

⁴⁰ Zit. nach Rousselle: A.a.O., S. 335.

jenem Abend den Göttern, da es nun als Frau galt und seine Jugendzeit mit der Ehe beendet wurde.⁴¹

Ein Mädchen stand unter viel strengerer Kontrolle als ein Knabe und hatte bei weitem nicht dessen Freiheiten. Es musste das Leben nicht kennen lernen, im Gegenteil, dies war nicht erwünscht. Möglichst unbedarft und unerfahren sollte die junge Braut sein, damit der Ehemann, der meist älter war, sie nach seinen Vorstellungen formen konnte. Dazu standen ihm nicht nur Möglichkeiten auf sexuellem Gebiet offen, sondern, wie bereits erwähnt, auch auf dem Weg der Bildung. Nach dem Gesetz sollte ein Mädchen oder eine Frau stets unter der Gewalt eines Mannes stehen, der sie beschützt, aber auch den Weg weist, denn er kennt ihn ja! Hier wäre allerdings hinzuzufügen, dass diese Epoche der Geschichte bei weitem nicht die letzte war, die eine mehr oder weniger totale Führung der Frau durch den Mann vorsah. Auch noch im Frankreich eines Molière galten Ideale dieser Art, wie er in seinem Werk „*l'école des femmes*“ anschaulich aufzeigt.

⁴¹ Vgl. Veyne: A.a.O., S. 28. Siehe auch Balsdon: A.a.O., S. 203.

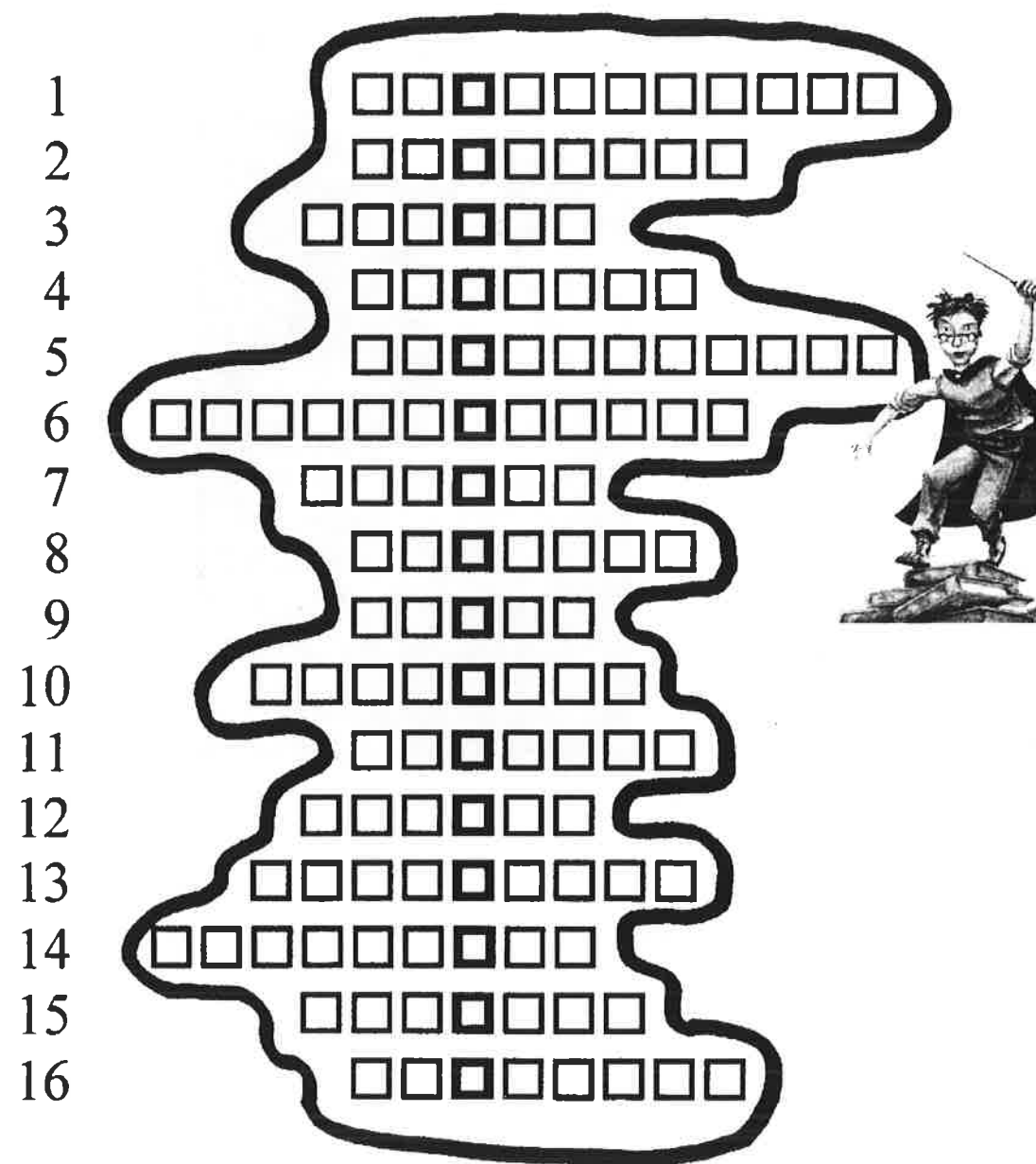
Zauberhaftes Latein

Peter Gamper

Kennen Sie **Harry Potter**? Nein? Dann seien Sie nicht indigniert, dass man Ihnen die Lektüre von Kinderbüchern zumutet, sondern holen Sie das Manko schnellstens nach. Ich verspreche Ihnen das reinste Lesevergnügen - und eine Fundgrube für Lateinisches bzw. an Latein Gemahnendes. Unsereins, immer auf der Suche nach Motivationsmaterialien für den Lateinunterricht, ist stets dankbar, wenn er/sie solche in modernen Medien oder aktuellen Bestsellern findet. Tatsächlich sollten wir das außergewöhnliche Interesse unserer Schüler/innen für **J.K. Rowling's** bislang 4-bändige **H.P.-Serie** (*H.P. and the Philosopher's Stone* 1997 / *H.P. and the Chamber of Secrets* 1998 / *H.P. and the Prisoner of Azkaban* 1999 / *H. P. and the Goblet of Fire* 2000, alle Bände auch in deutscher Übersetzung) für unsere Zwecke (v.a. Belege für das Fortleben des Lateinischen in Fremdwörtern bzw. Querverbindung zu lebenden Fremdsprachen) nutzen.

Nur ein paar Beispiele: Beim Besprechen von Vokabeln (noch besser beim ständigen Wiederholen, wo man verstärkt auf Fremdwortkenntnisse bzw. moderne Sprachen zurückgreifen kann) bietet sich vielfach die Bezugnahme auf 'Hogwarts-Latein' an. Bei *mens, mentis* könnte man nicht nur (wie bisher) auf *Mental(ität)* und *De-menz* hinweisen, sondern auch auf die allen **H.P.-Leser/inne/n** gut bekannten *Dementors*, ähnlich bei *dens, dentis* nicht nur auf *Dentist* und *Den-tal/dental* bzw. bei *augeo* nicht nur auf *Auktion*, sondern auch auf die Zauberformel *Densaueo*, die ein (unerwünschtes) Vergrößern der Zähne zur Folge hat. Bei *deleo* wird man nicht nur das allen Computer-Freaks geläufige *delete* als Dokument für das Fortwirken des Lateinischen heranziehen, sondern auch den nicht weniger effektvollen *Deletrius*-Fluch. *Pellere, pulsus* hat man bisher vor allem mit *Pro-peller* und *Im/Puls* verbinden können, jetzt auch noch mit *Expelliarmus*, ein allen **H.P.-Fans** bestens vertrautes Zauberwort (Ergebnis also *arma expellere*). Bei der Besprechung von *severus* könnte man - über den Verweis auf engl. *severe*, ital./span./port. *severo*, franz. *sévère* hinausgehend - auch Prof. *Severus* Snape einbeziehen, der seinem Namen alle Ehre macht. Selbst nichtklassische magische Formeln wie *Imperio* und *Lumos* sind unschwer mit *imperium/ impero* bzw. *lumen (illuminieren)* zu verbinden. Und was spricht dagegen, bei der Behandlung des Gerundivs als Mustersatz die Aufschrift des Wappens von Hogwarts zu verwenden: *Draco dormiens nunquam titillandus* lautet sie (und ist in jedem Band unterhalb des Buchtitels abgedruckt) - für Schüler/innen allemal amüsanter als *discipulus piger monendus est* oder ähnliche pseudopädagogische Banalitäten.

Abschließend ein Figurenrätsel (mit etwas Phantasie könnte man in den Umrissen das *Dark Mark* erkennen), für Schüler/innen ab dem 2. Lernjahr geeignet.



Lösungswort senkrecht: sollte H.P. einmal das Leben retten.

Waagrecht:

- 1: Verhinderungszauberformel
- 2: Name der Tochter der Helena und des Menelaos, zugleich Vorname einer Musterschülerin in Hogwarts
- 3: Ihretwegen schmierte sich Hagrid *axle grease* (sic!) ins Haar.
- 4: Was für Jupiter der Adler, ist für Prof. Dumbledore der ...
- 5: Flüssigkeit, die der Wahrheitsfindung dient.
- 6: Entwaffnende Zauberformel
- 7: So heißt H.P.'s Pate.
- 8: Vorname der Vizedirektorin von Hogwarts
- 9: Zauberformel (wörtl.: "Ich hole herbei.")
- 10: Zauberer/Hexe, der/die sich in ein Tier transfigurieren kann.
- 11: Dieses Zauberwort gibt der Stimme Lautsprecherstärke.
- 12: Vorname des besten bulgarischen Quidditch-Spielers
- 13: Mit dieser Verwünschung vergrößerte der böse Bube Malfoy einer Mitschülerin deren ohnehin schon vorstehenden Zähne.
- 14: Illegale Verzauberungsformel, die zu grässlichen Qualen führt.
- 15: Vorname eines (nicht gerade Lieblings)lehrers von H.P.
- 16: Monströses Wesen, das einem den Verstand raubt.

LÖSUNG:

Senkrecht: Priori incantatem

Waagrecht:

- 1: Impedimenta
- 2: Hermione
- 3: Maxime
- 4: Phoenix
- 5: Veritaserum
- 6: Expelliarmus
- 7: Sirius
- 8: Minerva
- 9: Accio
- 10: Animagus
- 11: Sonorus
- 12: Viktor
- 13: Densaugeo
- 14: Cruciatus
- 15: Severus
- 16: Dementer



Wer sich näher mit den sprechenden Namen bei Harry Potter beschäftigen möchte, sei auf das hier abgebildete Buch von Rudolf Hein verwiesen.

(LF-Redaktion)

Humanistenbibliotheken im Bodenseeraum (1. Teil)

Karl Heinz Burmeister

Das Wesen einer Humanistenbibliothek

Nach einem Wort Jakob Burckhardts sind Bücher und Bauten die beiden großen Passionen der Renaissance gewesen.¹ Die Pflege und Sorge um die Bücher gehört zum Lebensinhalt der Humanisten, die im Streben nach Unsterblichkeit ihres Namens große Bücherschätze ansammelten, um diese zu ihrem ewigen Andenken der Öffentlichkeit zu widmen.² Das eindrucksvollste Beispiel dafür in der Region ist die „Vadiana“ in St. Gallen.

Aber es sind nicht die Bücher schlechthin, die eine Humanistenbibliothek ausmachen, und es sind auch nicht nur die Bücher, sondern es sind bestimmte Bücher in einer musealen Umwelt von Antiquitäten. Der in Wien lebende Humanist Ulrich Fabri³ aus Dornbirn hat 1517 mit seiner Schilderung der Sammlung des Johannes Cuspinian das Wesen einer Humanistenbibliothek treffend charakterisiert:

„Unum tamen silentio praeterire nequeo museum scilicet et bibliothecam chartecea suppellectile instructissimam, utpote in qua omnium disciplinarum libri et graece et latine miro quodam ornatu conscripti reperiuntur, immo vetustissimorum autorum codicibus vix antea uspiam impressis. Quot in ea rerum gestarum historiae, quibus nil iucundius: quot denique mathematicae professionis libri! Taceo instrumenta egregie exculpta. Taceo picturas mirae cuiusdam antiquitatis effigiem prae se ferentes non sine magna inspicientium oblectatione. Quid referamne tot diversae formae nomismata atque imagines, quibus hac nostra tempestate nulli secundus existit. Taceo praeterea innumera alia, quae si omnia singillatim, etsi animus esset, connumerare velim, tempus quam res (ut inquit ille) citius me relinqueret.“⁴

„Eines aber kann ich nicht mit Schweigen übergehen, nämlich das Museum und die mit papierenen Hausrat bestens ausgestattete Bibliothek, die so reichen Inhalts ist, dass darin Bücher aus allen Fächern in griechischer und lateinischer Sprache mit wunderbarem Schmuck ausgestattet gefunden werden, überdies aber auch Codices der ältesten Schriftsteller, die noch nie im Druck erschienen sind. Wie viel Geschichtswerke gibt es da,

¹ Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 15. Aufl., Leipzig 1926, 168.

² Vgl. dazu den Brief Petrarca's an Boccaccio, in: Epist. rer. senil. I. 4. Über seine Bemühungen, seine wertvolle Büchersammlung in Venedig der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, vgl. Georg Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums, 4. Aufl., 1. Bd., Berlin 1960, 44f.

³ Über ihn Claudia Helbock, Vorarlberger an der Alma Mater Rudolfina, in: Montfort 12, 1965, 86-88.

⁴ Johann Cuspinian's Briefwechsel, hg. v. Hans Ankewicz v. Kleehoven, München 1933, 182.

denen nichts Köstlicheres an die Seite zu stellen ist; wie viel herrliche Dichterhandschriften aller Art, wie viele Bücher mathematischen Wissens. Ich schweige von den kunstvoll ausgeführten Instrumenten, von den wundervollen alten Gemälden, an denen man sich nicht satt sehen kann. Und was soll ich von den verschiedenen Formen der Münzen und Medaillen sagen, mit denen sich unsere Zeit nicht messen kann. Ich übergehe dabei unzähliges anderes, was alles einzeln aufzuzählen meine Zeit nicht erlaubt.⁵

Klassiker und neulateinische Dichter, Historiker und Mathematiker, Handschriften und Drucke, Gemälde und Statuen, Uhren, Globen und Karten, Münzen und Medaillen, Inschriftensteine und Urkunden machen das volle Inventar einer Humanistenbibliothek aus, in deren Mittelpunkt freilich das kunstvoll gebundene und mit einem Exlibris versehene Buch steht, das über den eigenen Gebrauch hinaus stets der Öffentlichkeit der Res publica literaria dienen soll.

Eine Rötzelzeichnung, die Achilles Pirmin Gasser mit anderen Humanisten in einer Bücherkammer zeigt, vermittelt uns eine Vorstellung von seiner Bibliothek, in der die Bücher mit dem Schnitt nach außen gekehrt in den Regalen standen, so dass der Blick auf die Schließen frei war. Über den Regalen steht ein Globus und ein astronomisches Instrument.

Die Personifizierung von Büchern

Seit Petrarca, den die Tradition in seiner Bibliothek sterben lässt, werden Personifizierungen der Bücher und Bibliotheken zu einem verbreiteten Topos, der das enge Verhältnis der Humanisten zum Buch eindrücklich vor Augen stellt: die Bücher, die nach einer Plünderung in die Bibliothek Petrarcas zurückkehren, scheinen ihm noch zu zittern und bleich vor Schrecken zu sein.⁶ Oder sie können, wie in dem Brief der Konstanze Peutingers an ihren Vater, die Rückkehr ihres Herrn nicht länger abwarten: „QUOTIES ENIM BIBLIOTHECAM TUAM INGREDIOR, LIBRI OMNES CLAMANT, PRAESERTIM ERASMI ET PLINII, TUM HIERONYMI, INTERROGANTES, QUANDO DOMINUS ET PATRONUS EORUM REDEAT, QUAMDIU IN CARCERE LICET SPACIOSO INCLUDI, A TINEIS ET BLATTIS CORRODI DEBEANT? ... LIBRI ABSENTIAM TUAM DIUTIUS FERRE SE NON POSSE QUERUNTUR.“⁷

„Sooft ich nämlich in Deine Bibliothek eintrete, schreien alle Bücher, besonders die des Erasmus und Plinius, aber auch die des Hieronymus, und fragen, wann ihr Herr und Meister zurückkommt, wie lange sie in dem geräumigen Kerker noch eingeschlossen sein und von

⁵ Hans Ankwicz – Kleehoven, Der Wiener Humanist Johannes Cuspinian, Graz/Köln 1959, 169.

⁶ Zu diesem schon in der Antike verbreiteten Topos der Personifizierung des Buches vgl. neuerdings Siegfried Besslich, Anrede an das Buch, Gedanken zu einem Topos in der römischen Dichtung, in: Beiträge zur Geschichte des Buches und seiner Funktion in der Gesellschaft, Festschrift für Hans Widmann zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1974, 1-12.

⁷ Konrad Peutingers Briefwechsel, hg. v. Erich König, München 1923, 340 vom 20. April 1521.

Motten und Schaben zernagt werden müssen ? ... Die Bücher beklagen sich, dass sie Deine Abwesenheit nicht länger ertragen können“.

In einem ähnlichen Bild sieht Poggio die in einem finstern Loch aufbewahrten Klassiker in der Stiftsbibliothek St. Gallen schlimmer als Verbrecher behandelt.⁸ Aber gerade dort sollte 1530 eine lateinische Rede geschrieben werden, in der die Stiftsbibliothek Vadian anspricht: „Bibliotheca Sangallensis Joachimum Vadianum alloquitur“. In überschwänglicher Weise feiert die Stiftsbibliothek den Sieg des Humanismus und ihrer Hilfestellung dabei, wobei sie selbst für Poggio versöhnliche Worte findet. Er habe – durch die Vermittlung humanistischer Kultur – sein Diebesgut mit Zinsen und Zinseszinsen zurückerstattet.⁹

Die Stiftsbibliotheken

Tatsächlich hatte man zu jener Zeit, als Poggio und andere italienische Humanisten wertvolle Handschriften aus deutschen Klosterbibliotheken entführten, hierzulande kaum ein Organ für die Klassiker: „ME SOMNICULOSAM TANQUAM GLIRES IN ANTRO SOPIRI“, gesteht die Stiftsbibliothek in ihrer Rede ein („Ich habe schlaftrunken wie Mäuse in ihrem Loch stillgelegen“).¹⁰ Alle Versuche, humanistische Regungen in den Bibliotheken unserer Landschaft vor der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nachweisen zu wollen¹¹, sind letztlich gescheitert.

Das Konstanzer Konzil, gewöhnlich als Markstein für den Durchbruch des Humanismus in Deutschland angesehen, hat die bestehenden Bibliotheken nicht im humanistischen Sinne umgewandelt. Wie Paul Lehmann in seinem Aufsatz über „Konstanz und Basel als Büchermärkte während der großen Kirchenversammlungen“¹² zeigt, hat Humanistisches hier kaum eine Rolle gespielt, es sei denn in Kreisen der Italiener, die jedoch eher danach getrachtet haben, ihre nicht immer ganz sauber erworbenen Schätze vor den „Barbaren“ versteckt zu halten, so wie man in Italien auch im späten 15. Jahrhundert die griechischen Drucke verhindern wollte, um gegenüber den Deutschen eine Monopolstellung in der Kenntnis der griechischen Literatur zu behaupten.¹³ Es bleibt eine Ausnahme, wenn in

⁸ Zum Besuch Poggios in St. Gallen vgl. auch Franz Weidmann, Geschichte der Bibliothek von St. Gallen, St. Gallen 1841, 38-48 sowie die bei Hertenstein, Joachim von Watt, 23, Anm. 25, aufgeführten Hinweise.

⁹ In: Melchior Goldast, Alamannicarum rerum scriptores aliquot recentiores, 3. Bd., Frankfurt/Main 1661, 158-164. Für den freundlichen Hinweis auf diese fingierte Rede habe ich Herrn Dr. Conradin Bonorand meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

¹⁰ Goldast, Alemannicarum rerum scriptores, Bd. 3, 161.

¹¹ Vgl. dazu die kritische Bemerkung bei Janson, Otto von Hachberg, in: FDA 88, 1968, 262, Anm. 235.

¹² In: Erforschung des Mittelalters, Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze von Paul Lehmann, Bd. 1, Stuttgart 1941, 253-280.

¹³ P. Lehmann, Konstanz und Basel als Büchermärkte während der großen Kirchenversammlungen, in: des Verf. Erforschung des Mittelalters, Bd. 1, Stuttgart 1959, 253 ff., spez. 255.

Konstanz während des Konzils eine Papierhandschrift mit einer Vorlesung über Valerius Maximus von Benedetto da Piglio und Schriften des Seneca entsteht.¹⁴

Mit gleicher Zurückhaltung ist auch die Bibliothek des Konstanzer Bischofs Otto von Hachberg (+1451) zu beurteilen,¹⁵ deren Katalog 55 Bände verzeichnet, darunter Petrarca's „De remedio utriusque fortunae“ samt einer Studie über dessen „Africa“, die der Begründer des Humanismus selbst für sein Hauptwerk angesehen hat. Die Bibliothek Hachbergs weist allzu sehr traditionelle Züge auf: Es fehlen die Humanisten.

Die Bibliothek der Grafen von Lupfen

Die Geschichte der humanistischen Bibliotheken im Bodenseeraum ist naturgemäß nur lückenhaft überliefert. Mancher Gründungsversuch ist gescheitert, wie der jenes Studenten Johannes, der von der Universität Padua zurückkehrend „MULTA VARIAQUE POETARUM VOLUMINA“ mitbrachte, doch raubten ihm „INHUMANISSIMI SPOLIATOIRES CIRCA OPIDUM FELDKIRCH“ seine Schätze.¹⁶ Andere Sammlungen sind bis heute unbekannt. So bleibt es zunächst eine Behauptung, wenn wir für unsere Landschaft die Büchersammlung des Grafen Johann von Lupfen, die freilich manche traditionelle Züge bewahrt, als die erste humanistische Bibliothek in Anspruch nehmen. Von ihr hat 1444 kein Geringerer als Enea Silvio, der Apostel des Humanismus nördlich der Alpen, Bücher zur Ausleihe begehrt.¹⁷ Auch eine Urkunde von 1467 erwähnt diese Liberei auf Schloss Hewen im Zusammenhang mit einer Ausleihe, wobei ausdrücklich Vergils „Aeneis“ genannt wird,¹⁸ das bedeutendste Vorbild humanistischer Poetik. Daneben dürften aber auch schon Cicero, Seneca, Livius, Plinius, Aristoteles und Platon vertreten gewesen sein, die Enea Silvio in dem genannten Brief als signifikant für eine „MAGNA ET PRETIOSA BIBLIOTHECA“ hält.

Aber nicht nur hinsichtlich ihrer Bestände war sie eine Humanistenbibliothek, vielmehr noch in ihrer Intention, Dichter und Redner, „POETAE ET ORATOIRES“, wie das lateinische Schlagwort für das humanistische Schrifttum lautet, zum allgemeinen Nutzen zu kaufen und

¹⁴ Lehmann, Konstanz und Basel als Büchermärkte, 257. Zu Benedetto da Piglio, der ebenfalls in Konstanz nach Handschriften suchte, vgl. Voigt, Wiederbelebung, Bd. 1, 236 und Bd. 2, 21 und 272.

¹⁵ Udo Janson, Otto von Hachberg (1388-1451), Bischof von Konstanz, und sein Traktat „De conceptione beatae virginis“, in: Freiburger Diözesan-Archiv 88, 1968, 262-264, mit Erörterung des Streitstandes; ebenda, 348-358, zwei Exkurse über den Bibliothekskatalog Hachbergs. Vgl. auch Max Wingenroth, Die Grabkapelle Ottos III. von Hachberg, Bischof von Konstanz, und die Malerei während des Konstanzer Konzils, in: Schauinsland 35, 1908, 69-103 und 36, 1909, 17-48 (besonders 19-24).

¹⁶ Bruchstücke aus einem Brief in der auf 1463 datierten Handschrift HB XII 3 der Württ. Landesbibliothek in Stuttgart, Fol. 10 r. Vgl. Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, 2. Reihe: Die Handschriften der ehemaligen königlichen Hofbibliothek, 4. Bd., 2. Teil: Codices physici, medici, mathematici etc. Poetae. Poetae Germanici. Vitae sanctorum. Beschrieben von Maria Sophia Buhl und Lotte Kurras, Wiesbaden 1969, 52.

¹⁷ Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini, hg. V. Rudolf Wolkan, 1. Abt., Bd. 1, Wien 1909 (= Fontes rerum Austriacarum, 2. Abt., Bd. 61), 310-312.

¹⁸ Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. 6, Tübingen 1889, 447 f.

zu sammeln, sie für die Öffentlichkeit bereitzuhalten, und sie nicht, wie Enea Silvio sagt, in finstere Kerker einzusperren, sie nicht von Schaben zerfressen zu lassen, sie nicht wie Schätze zu verbergen, sie nicht so zu bewachen, wie der Drache das goldene Vlies oder Cerberus das Tor zur Unterwelt,¹⁹ - Vorwürfe, die gängige Argumente des Humanismus gegen das traditionelle Mönchtum waren und sich gegen die Klosterbibliotheken richteten.

Denn es steht außer Frage, dass die Klosterbibliotheken um diese Zeit auch die „POETAE ET ORATOIRES“ ihren hergebrachten Beständen hinzugefügt haben, wo sie solche nicht bereits aus früheren Jahrhunderten besaßen. Man kann hier die Reichenau nennen, seit Poggio ein Wallfahrtsort humanistischer Bücherliebhaber.²⁰ Gall Öhem aus Radolfzell, einer der Frühhumanisten des Bodenseegebietes, berichtet über Abt Friedrich II. von Wartenberg (+1453), er habe „ain gemach oder libery zu schonem behalt der bücher“ gebaut und um 600 Gulden Bücher gekauft.²¹ Man könnte St. Gallen nennen, wo 1461 ein noch des Öfteren beehrter Quintiliancodex lag.²² Oder man könnte auf Schussenried hinweisen, wo zumindest am Ende des 15. Jahrhunderts humanistische Bücher auftauchen.²³ Aber das alles blieb – sieht man von der Reichenau ab – im Wesentlichen intra muros. Die Klosterbibliotheken können zufolge dieser Isolation keinen geistesgeschichtlichen Einfluss entfalten.²⁴ „Und ligend die Bücher (so vil noch sind) jetzmal eingeschlossen und zeygt man sye wie heyltumb, werdend ouch gar selten von jemandtz angerürt“,²⁵ klagt Vadian über die Schätze der Stiftsbibliothek. Und an anderer Stelle heißt es, „ligend die gefangnen bücher widerum da, und fragt inen niemand wyter nach“²⁶. Diese Aussage ist keineswegs nur als eine Folge der Reformation zu verstehen, sie hat tiefer gehende Wurzeln. Es gilt jedenfalls, diesen entscheidenden Unterschied zwischen der humanistischen Büchersammlung auf Hohenhewen und den Klosterbibliotheken zu sehen.

Die Öffnung der Bibliotheken

Geistiger Vater der Lupfener Bibliothek ist Michael von Pfullendorf gewesen, der eigentliche Begründer des Konstanzer Frühhumanismus, als Sekretär der kaiserlichen Kanzlei auch das

¹⁹ Briefwechsel des Eneas Silvius, 311.

²⁰ Die Kultur der Abtei Reichenau, München 1925, Bd. 1, 227 (Besuch des Patriarchen Markus von Aquileia, 1474) und Bd. 2, 650 f. (u.a. Johannes Fabri, Konrad Gessner, Mathias Flacius Illyricus).

²¹ Ebenda, Bd. 2, 650.

²² Hertenstein, Joachim von Watt, 22.

²³ Der Abt Heinrich Österreicher (+1505) übersetzte Euklid, Ovid, Sallust, Livius und Columella ins Deutsche. Vgl. Hans Rupprich, Die Deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock (= Geschichte der deutschen Literatur, hg. v. Helmut de Boor und Richard Newald, 4. Bd., 1. Teil), München 1970, S. 579.

²⁴ Paul Bänziger, Beiträge zur Geschichte der Spätscholastik und des Frühhumanismus in der Schweiz, Zürich 1945, 87.

²⁵ Bernhard Hertenstein, Joachim von Watt (Vadianus), Bartholomäus Schobinger, Melchior Goldast, Die Beschäftigung mit dem Althochdeutschen von St. Gallen in Humanismus und Frühbarock. Berlin/New York 1975, 28.

²⁶ Hertenstein, Joachim von Watt, 30.

Bindeglied zu Enea Silvio.²⁷ Sein Briefwechsel mit dem Zürcher Frühhumanisten Jakob Waldenburg bezeugt eine wahre Bücherbesessenheit. Es geht darin nahezu ausschließlich um die gegenseitige Ausleihe von Cicero, Quintilian und Terenz.²⁸ Auch hier ist also der Grundsatz verwirklicht, die privaten Sammlungen offen zu halten, mochte auch Waldenberg gelegentlich Klage darüber führen, dass sein Partner allzu eifrig die ausgeliehenen Bücher wieder zurückfordere.²⁹ Bei aller Liberalität haben doch auch die Humanisten auf die Integrität ihrer Sammlung Bedacht genommen. Dieser Sicherheit dienten auch die urkundlichen Reverse, wie sie sich die Grafen von Lupfen ausstellen ließen. Sie beinhalten die Rückgabe innert einer bestimmten Frist sowie die Festlegung eines Schadensersatzes für die Bücher „weess sie dan zu dem aller besten sind werdt gesein“.³⁰

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts nahm der Frühhumanismus in Konstanz eine kräftige Aufwärtsentwicklung, in steter Verbindung mit dem Zürcher Frühhumanismus, der durch klangvolle Namen wie Felix Hemmerli,³¹ den Besitzer einer – allerdings noch weitestgehend mittelalterlichen Bibliothek, Niklas von Wyle,³² der zeitweise als Stadtschreiber in Radolfzell wirkte, oder Ludwig Rad,³³ einem geborenen Vorarlberger, der nach dem Feldkircher Stadtbrand 1460 nach Zürich übersiedelte, um dort in Muße seinen Büchern zu leben.³⁴ In der Bibliothek dieses Feldkircher Juristen – auch er wirkte zeitweise in der kaiserlichen Kanzlei – waren die „Bucolica“ Vergils, die Komödien des Plautus, Ovids Tristien, Metamorphosen und die „Ars amandi“ sowie die Pharsalia Lucans vorhanden.³⁵ Weiters bemühte er sich, die „Elegantiae linguae Latinae“ des Lorenzo Valla in seinen Besitz zu bekommen.³⁶ Auch in seiner Korrespondenz, namentlich mit Niklas von Wyle, stand der Bücheraustausch im Zentrum des Interesses.³⁷ Zu seinen Briefpartnern gehörte der Kaplan der Konstanzer Domkirche Michael Cristan.³⁸ Von ihm besitzen wir einen Brief aus dem Jahre 1480 an den Schweizer Frühhumanisten. Albrecht von Bonstetten, der sich mit dem zentralen Thema des Strebens nach Ruhm auseinandersetzte³⁹, der Triebfeder der humanistischen Sammlung. Auch Cristan verfügt über eine humanistische Bibliothek unbekanntes Ausmaßes, die später nach

²⁷ Bänziger, Beiträge zur Spätscholastik, 73.

²⁸ Ebenda, 79.

²⁹ Ebenda.

³⁰ Fürstenbergisches Urkundenbuch, Bd. 6, 448

³¹ Über seine Bibliothek Heinrich Kramm, Deutsche Bibliotheken unter dem Einfluß von Humanismus und Reformation. Leipzig 1938, 245.

³² Über Niklas von Wyle (+1478) vgl. Hans Rupprich, Das ausgehende Mittelalter, Humanismus und Renaissance, 571-573.

³³ Bänziger, Beiträge zur Spätscholastik, 81 ff.; Welti, Frühhumanismus, 440-445; Paul Joachimsohn, Frühhumanismus in Schwaben, in: Württembergische Vierteljahresschrift für Landesgeschichte NF 5, 1896, 63-126 und 257-291.

³⁴ Ludwig Welti, Auf den Spuren des vorarlbergischen Frühhumanismus (zu Alphons Lhotskys Aeneas Silvius und Österreich), in: Montfort 18, 1966, 441.

³⁵ Ebenda, 442.

³⁶ Ebenda, 443.

³⁷ Der Briefwechsel Rads ist abgedruckt bei Joachimsohn, Frühhumanismus in Schwaben, 257 ff.; zwei weitere Briefe bei Albrecht von Bonstetten, Briefe und ausgewählte Schriften, hg. v. Albert Büchi, Basel 1893 (= Quellen zur Schweizer Geschichte 13), 53-55.

³⁸ Bänziger, Beiträge zur Spätscholastik, 70 ff.

³⁹ Albrecht von Bonstetten, Briefe, 101 f.

Weingarten gelangt ist, darunter namentlich Schriften des Enea Silvio⁴⁰, die er durch Übersetzung und Förderung zur Drucklegung in den breiten Volksschichten bekannt machen wollte⁴¹. Weiters besaß er einen Band mit der Ethik, Ökonomik und Politik des Aristoteles in der humanistischen Übersetzung des Leonardo Bruni sowie Ciceros „De oratore“⁴².

Der Humanismus hatte durch diese Persönlichkeiten, die noch durch viele andere Namen ergänzt werden müssten, etwa Wenzel Brack⁴³ oder Augustin Tünger⁴⁴, festen Fuß gefasst. Die Blütezeit des Humanismus, die man gewöhnlich mit der Jahrhundertwende ansetzt, kündigt sich bereits kräftig an durch zwei herausragende Bibliotheken, die zumindest zeitweise im Bodenseeraum ihren Standort hatten.

Die Bibliothek des Martin Prenninger

Die Erste ist die des Juristen Martin Prenninger⁴⁵, der von 1482-1490 als Advokat und bischöflicher Kanzler in Konstanz wirkte. Prenninger hatte in Wien studiert, wo er als junger Magister um einen Schlüssel für die Universitätsbibliothek nachsuchte⁴⁶. Darauf lehrte er einige Jahre in Ingolstadt, wo er über ausgesprochen humanistische Themen las. Anschließend hielt er sich längere Zeit in Florenz an der platonischen Akademie des Marsiglio Ficino auf, von wo er als ein Humanist italienischer Prägung zurückkehrte.

Den Grundstein zu seiner humanistischen Bibliothek legte Prenninger bereits in Ingolstadt, wo er zahlreiche Abschriften von Werken italienischer Humanisten anfertigte: den „Liber de ingenuis moribus et liberalibus studiis“ des Vergerio, Plutarchs „De educatione puerorum“ in der Übersetzung des Guerino, den „Liber de legendis libris gentilium“ von Basilius in der Übersetzung Brunis und „De institutione adolescentium“ von Isocrates in der Übersetzung des Nicolaus Luscus.⁴⁷

In Italien konnte Prenninger seine Sammlung beträchtlich ausbauen. Seine spätere Korrespondenz mit Ficino – es sind 14 Briefe aus den Jahren 1489-1493 erhalten – geht immer wieder über Bücher, insbesondere die Veröffentlichungen des Ficino selbst, die

⁴⁰ Bänziger, Beiträge zur Spätscholastik, 72.

⁴¹ Welti, Frühhumanismus, 445.

⁴² Karl Löffler, Die Handschriften des Klosters Weingarten, Leipzig 1912, 127.

⁴³ Bänziger, Beiträge zur Spätscholastik, 73. Über die Bibliothek der Brack vgl. die Hinweise in Erforschung des Mittelalters, Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze von Paul Lehmann, Bd. 4, S. 60, Nr. 52 und S. 65, Nr. 63. Dahin gehört möglicherweise auch die Ausgabe von Bartholomäus Platina, De vita Christi ac pontificum omnium, Nürnberg 1481, verzeichnet bei K. H. Burmeister und W. Dobras, Die Wiegendrucke der Ehemals Reichsstädtischen Bibliothek Lindau, Sigmaringen 1976, 59, Nr. 114.

⁴⁴ ADB 39, 114; Bänziger, Beiträge zur Spätscholastik, 67 ff.

⁴⁵ Wolfgang Zeller, Der Jurist und Humanist Martin Prenninger gen. Uranius (1450-1501) Tübingen 1973 (= Contubernium, Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, 5.). Über seine Bibliothek speziell dort 79-83.

⁴⁶ Karl Heinz Burmeister, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 83, 1975, 272 (Besprechung von Zeller, Martin Prenninger).

⁴⁷ Ludwig Bertalot, Studie zum italienischen und deutschen Humanismus, hg. v. Paul Oskar Kristeller, Rom 1975, Bd. 1, 245 f.

Prenninger vollständig in seinen Besitz brachte.⁴⁸ 1489 ließ Prenninger in Pavia durch einen Kaufmann etliche Bücher besorgen.⁴⁹ Und 1492 ging er selbst nach Italien, um in Rom und anderswo Bibliotheken zu durchforschen und Abschriften anfertigen zu lassen.⁵⁰ Damals besorgte er u.a. für Reuchlin die Werke Platons.⁵¹ Überhaupt lässt sich ein ständiger Austausch zwischen den Sammlungen Prenningers und Reuchlins beobachten. 1488 sandte Prenninger ihm neben einigen anderen entliehenen Schriften das „Compendium Alcinoi“ zurück, das lange genug sein Gast gewesen sei (auch hier also wieder eine solche Personifizierung eines Buches). Er berichtete, dass er Übersetzungen dreier Schriften des Lukian besitze. 1491 schickte er Reuchlin den Jamblichos, Proklos „In Alciabidem“ und Synesios „De insomniis“ mit dem Bemerkung, dass eine lange Abwesenheit dieser Werke ihn sehr bedrücken würde.⁵² Prenningers Bibliothek hat mit derjenigen Reuchlins die Vorliebe für die griechische Literatur gemein. Das spätere Schicksal der auch an der mittelalterlichen juristischen Literatur reichen Sammlung⁵³ ist nicht geklärt. Nach dem Tode Prenningers bildete die Bibliothek eine Art Fideikommiss: jeder studierende Prenninger sollte daran ein Nutzungsrecht haben.⁵⁴ Diese besondere rechtliche Regelung ist ein deutliches Zeichen für den Wert dieser Sammlung, die sich aus dem übrigen Nachlass verselbständigen konnte und damit sozusagen auch juristisch personifiziert wurde.

Die Bibliothek des Hieronymus Münzer

Die zweite große Bibliothek, die wir aus dieser Zeit nennen müssen, ist die des Feldkircher Arztes Hieronymus Münzer.⁵⁵ Die Sammlung, die zeitweise ihren Standort in Nürnberg hatte, gleicht in vieler Hinsicht der berühmten Schedelschen Bibliothek.⁵⁶ Wie die Prenningers ist sie trotz umfangreicher mittelalterlicher Bestände eine typische Humanistenbibliothek, die ebenfalls vorzugsweise in Italien erworben wurde. Die Neulateiner sind von Boccaccio bis hin zu Celtis und Reuchlin zahlreich vertreten, desgleichen die griechischen und lateinischen

⁴⁸ Zeller, Martin Prenninger, 81 f.

⁴⁹ Ebenda, 82 und 25, Anm. 176: Reisehandbuch des Hans Keller, der im Auftrag des Ludwig Rottengatter Italien bereiste (ÖNB Wien, Ms. Nr. 2916, Fol. 9r): „... so koft me zu befuy fur doctor martin breninger etliche bücher, kostent alle 1 guldn 23 ß ...“.

⁵⁰ Zeller, Martin Prenninger, 83.

⁵¹ Ebenda, 81.

⁵² Ebenda, 80 f.

⁵³ Ebenda, 81.

⁵⁴ Karl Konrad Finke, Die Tübinger Juristenfakultät 1477-1534 (= Contubernium, Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. 2.). Tübingen 1972, 124, Anm. 347.

⁵⁵ Ernst Philipp Goldschmidt, Hieronymus Münzer und seine Bibliothek. London 1938; Otto Lamprecht, Dr. Münzer und seine Bibliothek, in: Montfort 2, 1947, 161-166; Josef Fischer, Dr. Hieronymus Münzer und die Feldkircher St. Nikolaus-Bibliothek, in: Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 12, 1916, 25-38; Bibliothek Alexander Fürst Dietrichstein, Schloß Nikolsburg, C.S.R., Versteigerung in Luzern durch H. Gilhofer und H. Ranschberg, Luzern 1933.

⁵⁶ Richard Stauber, Die Schedelsche Bibliothek. Ein Beitrag zur Geschichte der Ausbreitung der italienischen Renaissance, des deutschen Humanismus und der medizinischen Literatur. Freiburg/Br. 1908 (Reprint Nieuwkoop 1969).

Klassiker. Zu Münzers ersten Büchern gehörten eine Abschrift der Komödien des Terenz, daneben Abschriften der „Poliscena“ des Leonardo Bruni, von Briefen Petrarcas, von „De laudibus Rhetorum“ des Franciscus Florius u. a.⁵⁷

Diese brachte er wohl auch nach Feldkirch mit, als er dort 1475 vorübergehend das Amt des Lateinschulmeisters übernahm.⁵⁸ Einen Teil seiner Bücher schenkte Münzer später der St. Nikolaus-Bibliothek zu Feldkirch.⁵⁹ Es sei hier darauf verzichtet, den 185 Nummern starken Katalog der heute noch existierenden Bände im einzelnen durchzugehen, die teilweise voll sind von den interessantesten bildungsgeschichtlichen Notizen, die Münzer mit seiner feinen Humanistenschrift in seine Bücher eingetragen hat und die seine intensive Beschäftigung mit der Bibliothek bekunden. In ständigem Kontakt mit seinem gleich gesinnten Freund Hartmann Schedel konnte Münzer seine Sammlung mit größter Sachkenntnis ausbauen. Als Kenner besucht er auf seiner Reise durch Spanien, Frankreich und die Niederlande 1494/95 die Bibliotheken in Salamanca, die des Klosters Guadalupe, die der Franziskaner in Saragossa oder die der Kartäuser in Brügge.⁶⁰ Und er bringt verschiedene Bücher von dieser Reise mit nach Hause.⁶¹ Münzer hat großen Wert darauf gelegt, seine Bücher in einer ästhetischen Form zu präsentieren. Die meisten sind in der Werkstatt des Nürnberger Kartäuserklosters prächtig in Leder eingebunden und mit Messingbeschlägen versehen.⁶² Auch andere Nürnberger und Augsburger Buchbinder hatten für ihn gearbeitet. Als die erste Vorarlberger Büchersammlung überhaupt muss die weitere Rekonstruktion der Münzerschen Bibliothek eine der Hauptaufgaben bibliotheksgeschichtlicher Forschung in Vorarlberg bilden.

Die Bibliotheken von Ulrich Ellenbog, Nikolaus Brendlin und Johannes Steinmeyer

In der Zeit vor 1500 lassen sich zahlreiche weitere humanistisch beeinflusste Bibliotheken feststellen. Man könnte auf die des Ulrich Ellenbog hinweisen, die vorübergehend in Feldkirch stand.⁶³ Oder man könnte die Sammlung des Nikolaus Brendlin aus Markdorf

⁵⁷ Goldschmidt, Münzer, 133, Nr. 109.

⁵⁸ Vasella, Bildungsverhältnisse, 45, Anm. 64, hält das für unwahrscheinlich, weil Münzer bereits im Jahr zuvor Professor in Leipzig gewesen sei. Dazu ist zu bemerken, daß der Standesunterschied zwischen einem Lateinschulmeister und einem jugendlichen Lehrer der Artistenfakultät kaum sehr groß ist. Im übrigen hat auch der von Vasella als Feldkircher Schulmeister anerkannte Magister Ulrich Zürcher an der Tübinger Artistenfakultät gelehrt, bevor er nach Feldkirch kam.

⁵⁹ Fischer, Dr. Hieronymus Münzer, 25 ff.

⁶⁰ Goldschmidt, Münzer, 78.

⁶¹ Ebenda, 119, Nr. 23; Nr. 48, Nr. 49 und Nr. 50; Stauber, Schedelsche Bibliothek, 89.

⁶² Ernst Kyriss, in: Dagobert Frey, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Feldkirch (= Österreichische Kunsttopographie, 32). Wien 1958, 264-268.

⁶³ 1460-1468. Vgl. Friedrich Zoepfl, Der Arzt Ulrich Ellenbog, in: Archiv für Geschichte des Hochstiftes Augsburg 5, 1916/19, 111-116. Auch Ellenbog bestimmte bezüglich seiner nachgelassenen Bücher, dass diese insgesamt der Familie erhalten bleiben sollten. Heute befinden sich Reste davon in Ottobeuren, Harburg, Memmingen, St. Gallen (Vadiana) und Cambridge.

erwähnen; von ihr lassen sich Reste in verschiedenen Bibliotheken rings um den Bodensee feststellen, so ein Horaz oder zwei Ausgaben der „Noctes Atticae“ von Aulus Gellius.⁶⁴ Alle Bände sind von Brendlin, der zuletzt als Churer Domherr in Feldkirch residierte, mit seiner Devise „PATERE ET ABSTINE“ sowie zwei Jahrzehnte später mit dem Persiuszitat „TECUM HABITA“ signiert.

Die erst seit jüngster Zeit als humanistische Bibliothek erkannte Sammlung Brendlins zeigt, dass manches heute in Verlust geraten ist, was eigentlich hierher gehören würde. In diesem Sinne verdächtig sind die Büchersammlungen des Juristen Johannes Steinmeyer von Lindau oder des Kirchenrechtlers Ulrich Röttenberg⁶⁵ von Arbon, die wir aber bis heute viel zu wenig kennen. Zweifellos müssten hier auch noch andere Namen genannt werden, namentlich aus dem Kreis der Konstanzer Geistlichkeit.

Die Konstanzer Humanistengesellschaft

Unter dem Bischof Hugo von Hohenlandberg, - „er was ain liebhaber glerter lüt“ – wenn auch „selbst ... wenig glerter“⁶⁶, - gelangte in Konstanz der Humanismus erasmianischer Prägung zu höchster Blüte und zog das gesamte Bodenseegebiet mit in seinen Bann. Unter Johannes von Botzheim bildete sich eine humanistische Gesellschaft,⁶⁷ zu der nicht nur der Generalvikar Johannes Fabri, der Arzt Johannes Menlishover und der Theologe Urbanus Rhegius gehörten, sondern auch die Brüder Michael Hummelberg in Ravensburg und Gabriel Hummelberg in Feldkirch. Dieser rührige Freundeskreis, der mit allen führenden Humanisten in Deutschland, in Italien und in Frankreich korrespondierte und 1522 für einen Monat Erasmus von Rotterdam als seinen Gast beherbergen konnte, war aufs Tiefste beleidigt, als er 1517 in einer in Basel gedruckten Schrift des englischen Humanisten Richard Pace „De fructu, qui ex

⁶⁴ Karl Heinz Burmeister, Die Inkunabeln im Vorarlberger Landesarchiv, in: *Biblos* 25, 1976, 224 Nr. 4 und 228 Nr. 22; Karl Heinz Burmeister und Werner Dobras, Die Wiegendrucke der Ehemals Reichsstädtischen Bibliothek Lindau, Sigmaringen 1976, 59, Nr. 114; D. H. Stolz, Überlinger Inkunabel-Katalog, Konstanz 1970, 35, Nr. 96; Verena Schenker-Frei, *Bibliotheca Vadiana* (= Vadian-Studien, 9), St. Gallen 1973, 2, Nr. 2; Otto Leuze, Die Wiegendrucke der Bibliothek der Evangelischen Nikolauskirche in Isny, in: *Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte* 25, 1916, 269.

⁶⁵ Ulrich Röttenberg studierte 1481 in Tübingen und seit 1482 in Bologna, promovierte zum Magister artium und Licentiatum decretorum, 1488-1508 als Pfarrer von St. Stephan in Lindau genannt, 1490 von Kaiser Maximilian I. dem Deutschordenskomtur von Beuggen für eine Pfründe in Aussicht genommen, hielt seit 1503 kirchenrechtliche Vorlesungen an der Universität Basel. Die Stadtbibliothek Lindau besitzt zwei von ihm 1505 erworbene Inkunabeln, Die Dekretalen und eine lateinische Bibel. Vgl. Burmeister/Dobras, *Wiegendrucke*, 26, Nr. 29 und 42, Nr. 74 sowie 85 mit den dort aufgeführten Literaturhinweisen.

⁶⁶ Über ihn August Willburger, *Die Konstanzer Bischöfe Hugo von Landenberg, Balthasar Merklin, Johann von Lupfen (1496-1537) und die Glaubensspaltung*, Münster i. W. 1917.

⁶⁷ Karl Hartfelder, *Der humanistische Freundeskreis des Desiderius Erasmus in Konstanz*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 47, 1893, 1-33.

doctrina percipitur“ lesen konnte, er habe in Konstanz nur schlechte Arbeitsbedingungen vorgefunden, „UBI NEC DOCTORUM COMERCIIUM NEC VULGI FUERUNT LIBRI.“⁶⁸

Die Bibliothek des Johannes v. Botzheim

Botzheim,⁶⁹ Hummelberg⁷⁰ und Thomas Blarer⁷¹ wiesen diese Behauptung energisch zurück, glaubten sie doch, über ganz hervorragende Bibliotheken zu verfügen. Botzheim, der zunächst ein Schüler Wimpfelings in Heidelberg gewesen war, hatte in Italien studiert, von wo er mit reichen Schätzen an Büchern und Handschriften zurückkehrte.⁷² Eine Domherrnpfründe in Konstanz gestattete ihm ein sorgenfreies Leben, das er ganz seinen Büchern und der Musik lebte. In Konstanz ließ er sich ein prächtiges Haus bauen und kunstvoll mit Gemälden ausgestalten, darunter Darstellungen der Musen.⁷³ Hier war das Zentrum des Konstanzer Humanistenkreises, hier waren zahlreiche auswärtige Humanisten zu Gast, hier wohnte auch Erasmus während seines Aufenthaltes in Konstanz.

Die Bibliothek des Johannes Fabri

Eine weitere Stätte der Begegnung ist das Haus des Johannes Fabri gewesen. Infolge seines Einflusses und seines Reichtums galt er – mehr noch als Botzheim – als Mäzen des Humanisten.⁷⁴ Seine von Amts wegen gegebenen Verbindungen nach Italien sowie eine Romreise öffneten ihm den dortigen Büchermarkt und erlaubten ihm die Suche nach seltenen Handschriften.⁷⁵ Nach seinem Tode gingen aus dem Vermächtnis Fabris nicht weniger als 3800 Bände an das von ihm gestiftete Kolleg St. Nikolai in Wien.⁷⁶ Eine für damalige Zeiten riesige Sammlung, die aber auch schon in Konstanz beträchtliche Ausmaße hatte. So äußert bereits um 1519 Urbanus Rhegius sein Erstaunen über die Größe der Bibliothek, die alle Wissensgebiete umfasste: Die berühmte Bibliothek der Ptolemäer in Alexandria sei kaum

⁶⁸ Vgl. Traugott Schieß, *Briefwechsel der Brüder Ambrosius und Thomas Blarer 1509-1548*, Bd. 1, Freiburg/Br. 1908, 23, Anm. 5.

⁶⁹ K. Waldner, *Johann von Botzheim, Domherr zu Konstanz, und seine Freunde*. Schaffhausen 1836, 17.

⁷⁰ Michael Hummelberg an Urbanus Rhegius, 5. April 1519, bei Adalbert Horawitz, *Analecten zur Geschichte der Reformation und des Humanismus in Schwaben*, in: *Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften* 89, Wien 1878, 123.

⁷¹ Schieß, *Briefwechsel*, Bd. 1, 23.

⁷² Waldner, *Johann von Botzheim*; Hartfelder, *Erasmus in Konstanz*, 5-11; T. de Morenbert, *Jean Botzheim*, in: *Dictionnaire de Biographie Française* 6, Paris 1951, 1170; Manfred Krebs, in: *NDB* 2, 1955, 490 f.

⁷³ Konrad Beyerle und Anton Maurer, *Konstanzer Häuserbuch*, 2. Bd., Heidelberg 1908, 253 f.

⁷⁴ Hartfelder, *Erasmus in Konstanz*, 19 f.

⁷⁵ Ignaz Staub, *Dr. Johann Fabri, Generalvikar von Konstanz 1518-1523*, in: *Jahresbericht der Lehr- und Erziehungs-Anstalt des Benediktiner-Stiftes Maria-Einsiedeln 1910/11, Einsiedeln 1911*, 77.

⁷⁶ Ebenda, 76.

größer gewesen.⁷⁷ In großer Zahl waren die antiken Klassiker vertreten, die Kirchenväter, die sechsbändige Computenser Bibelpolyglotte, die von Konrad Pellikan dort benutzt wurde, die mittelalterlichen Kanonisten (teilweise erhalten in der Stiftsbibliothek Einsiedeln).

Im Zentrum der Bibliothek stand aber, ebenso wie bei Botzheim, Erasmus. Es ist kein Zufall, dass Erasmus seinen *Catalogus*, ein Verzeichnis seiner Schriften, gerade Botzheim gewidmet hat. Nichts war in den Bibliotheken Botzheims und Fabris mehr gefragt als Neuerscheinungen des Erasmus. Fabri erwartet 1519 die 2. Auflage des Neuen Testaments des Erasmus mit der Sehnsucht „einer Mutter nach ihrem aus der Ferne heimkehrenden Sohne.“⁷⁸ 1519 widmete Beatus Rhenanus Fabri die von ihm herausgegebene Schrift des Erasmus „*Ratio seu compendium verae theologiae*“. „Kein Midas oder Krösus“, so bedankte sich Fabri, „hätte mich mit seinem goldenen Geschenken so erfreuen können wie Du mit diesem prächtigen Buch des Erasmus.“⁷⁹ In einem Brief an Botzheim antwortet auch Erasmus einmal auf derartige Begeisterungstürme seiner Leser. Es sei ihm eine Ehre, dass Botzheim seine Schriften sammle. Das sei ihm lieber, als wenn sie in Zedernkapseln in einem Apollotempel aufgestellt würden.⁸⁰

Die Bibliothek der Brüder Michael und Gabriel Hummelberg

Die gleiche Bücherleidenschaft und Vorliebe für Erasmus finden wir sodann bei den Brüdern Hummelberg. Michael Hummelberg⁸¹ hatte in Paris und Rom das Kirchenrecht studiert, um dann eine Pfründe in Ravensburg zu übernehmen. Er war der einzige Gräzist des Konstanzer Humanistenkreises und ist auch als Verfasser einer Griechischgrammatik hervorgetreten. Bereits in Paris begann Hummelberg, stets in Fühlungnahme mit Beatus Rhenanus, dessen Bibliothek als das bekannteste Beispiel einer Humanistenbibliothek heute noch in Schlettstadt erhalten ist, den systematischen Aufbau seiner Sammlung. Die berühmte Sammlung des Beatus Rhenanus in Schlettstadt enthält nicht weniger als 15 Bände, die als Geschenk Hummelbergs an den Freund ausgewiesen sind, darunter etwa Homers „*Batrachomyomachia*“ oder Hesiods „*Ἔργα καὶ ἡμέρα*“.⁸² Weitere Reste seiner Bibliothek befinden sich heute im

⁷⁷ Ebenda, 75. Das gleiche Bild wird auch für die humanistische Bibliothek des Johannes Trithemius gebraucht, vgl. Kramm, *Deutsche Bibliotheken*, 78.

⁷⁸ Staub, Dr. Johann Fabri, 77.

⁷⁹ Hartfelder, *Erasmus in Konstanz*, 20.

⁸⁰ Ebenda, 11.

⁸¹ Über ihn vor allem Horowitz, *Humanismus in Schwaben*, in: *Sitzungsberichte der Akademie* 86, 1877 und 89, 1878, passim; Immanuel Kammerer, *Die Stellung des Ravensburger Humanisten Michael Hummelberg zur Reformation*, in: *Blätter für Württembergische Kirchengeschichte* 57/58, 1957/58, 26-43; Ludwig Welti, *Humanistische Bildungsstreben in Vorarlberg*, in: *Montfort* 17, 1965, 127 ff.; Helmut Binder, *Die Brüder Michael Hummelberg und Gabriel Hummelberg*, in: *Lebensbilder aus Schwaben und Franken* 12, Stuttgart 1972.

⁸² Gustav Knod, *Die Bibliothek des Beatus Rhenanus in den Jahren 1500-1507*, in: Josef Gény und Gustav Knod, *Die Stadtbibliothek zu Schlettstadt, Straßburg 1889*, 81-83.

Stadtkirch.⁸³ Auch diese Bücher sind größtenteils in Paris erworben, wie die kunstvollen französischen Einbände zeigen. Es sind u.a. Ausgaben des Aristoteles von Jacobus Faber Stapulensis, dessen Schüler Hummelberg war, ein Aulus Gellius, eine hebräische Grammatik, Werke von Filelfo, Vergerio, Pico della Mirandola sowie historische und juristische Schriften. Die Marginalien Hummelbergs zeugen vom eifrigen Studium dieser Bücher. Seine Bibliothek hat Hummelberg aber nicht nur mit zierlichen Bänden, sondern auch mit einem Bildnis Kaiser Maximilians und einer entsprechenden lateinischen Inschrift ausgeschmückt.⁸⁴

Diese Bibliothek erbte später sein Bruder Gabriel Hummelberg, der als Arzt und Botaniker in Feldkirch und später in Isny lebte.⁸⁵ Auch er studierte in Frankreich und Italien, wo er sich ebenfalls früh für Bücher interessierte. Er beschränkte sich jedoch weitgehend auf die Medizin, wenn auch mit einer Vorliebe für die griechischen Ärzte. Seine große Familie gestattete es ihm nicht, beliebig hohe Aufwendungen für Bücher zu machen. So hat die Sammlung erst durch die Bücher seines Bruders ihren Ruf als Humanistenbibliothek bekommen. Sein Sohn Gabriel,⁸⁶ der ebenfalls Arzt war, hat diese Bibliothek dann später übernommen und weiter ausgebaut; der Vorrang der Medizin blieb damit auch weiterhin erhalten.

Die Bibliothek von Georg Iserin und Georg Joachim Rhetikus

Die gelehrte Fachbibliothek mit gewissen humanistischen Einschlägen dürfte überhaupt der verbreitetste Typus der damaligen Büchersammlung gewesen sein. Wir beobachten das bei der Bibliothek des Feldkircher Arztes Georg Iserin und seines Sohnes Georg Joachim Rhetikus, des berühmten Künders des kopernikanischen Weltbildes. In Iserins⁸⁷ Besitz lässt sich außer medizinischen Werken ein Horaz⁸⁸ und eine griechische Bibel⁸⁹ nachweisen. Seine Bücherleidenschaft ging soweit, dass er sich für seine ärztliche Tätigkeit mit Büchern bezahlen ließ⁹⁰ und schließlich sogar des Bücherdiebstahls beschuldigt wurde,⁹¹ weswegen er

⁸³ Kyriss, in: Frey, *Kunstdenkmäler Feldkirch*, 268-273 (mit zahlreichen Abbildungen).

⁸⁴ Hartfelder, *Erasmus in Konstanz*, 22.

⁸⁵ Über ihn Karl Heinz Burmeister, *Der Humanist und Botaniker Gabriel Hummelberg (ca. 1490-1544)*, in: *Festschrift für Claus Nissen*, Wiesbaden 1973, 43-71; Kyriss, in: Frey, *Kunstdenkmäler Feldkirch*, 272-274.

⁸⁶ Über ihn Anton Ludewig, *Vorarlberger an in- und ausländischen Hochschulen vom Ausgang des XIII. bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts*, Bregenz 1920, 76, Nr. 171. Ebenda auch über weitere Nachkommen Gabriel Hummelbergs.

⁸⁷ Erich Somweber, *Der Zauberer und Hexenmeister Dr. Georg Iserin von Mazo*, in: *Montfort* 20, 1968, 295-325.

⁸⁸ Horaz, *Epistolae*, Lyon 1499, heute in der Bibliothek des Klosters Mehrerau, Sign. W 268 hv. Titelblatt abgebildet bei Somweber, Dr. Georg Iserin, 299.

⁸⁹ *Der Briefwechsel des Nikolaus Ellenbog*, hg. v. A. Bigelmair und F. Zoepfl, Münster i. W. 1938, 106, Nr. 56.

⁹⁰ Oskar Vasella, *Untersuchungen über die Verhältnisse im Bistum Chur*, in: *Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden* 1932, Chur 1933, 91, Anm. 128.

⁹¹ Somweber, Dr. Georg Iserin, 311.

unter anderm 1528 hingerichtet wurde. Sein Sohn, der bekannte Rhetikus,⁹² erbte die Bücherleidenschaft seines Vaters. Seine Bibliothek, die leider verschollen ist, war in erster Linie eine medizinische bzw. naturwissenschaftliche Fachbibliothek, dessen wertvollstes Stück neben anderen Handschriften das Originalmanuskript von Kopernikus „De revolutionibus“ gewesen ist. Aber darüber hinaus interessiert sich Rhetikus auch für historische Werke, er bemüht sich um eine griechische Ausgabe des Herodot, er lässt sich theologische Traktate schicken oder er besitzt sogar Ariosts „Orlando furioso“ in italienischer Sprache.⁹³ Als er 1539 nach Frauenburg aufbricht, um Kopernikus zu besuchen, führt er in seinem Gepäck zahlreiche Buchgeschenke mit, u.a. einen griechischen Ptolemäus und einen griechischen Euklid.⁹⁴

⁹² Karl Heinz Burmeister, Georg Joachim Rhetikus 1514-1574, Eine Bio-Bibliographie, 3 Bde., Wiesbaden 1967/68; dort speziell über die Bibliothek des Rhetikus Bd. 1, 146-152.

⁹³ Karl Heinz Burmeister, Neue Forschungen über Georg Joachim Rhetikus, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1974/75, Bregenz 1977, 37-47.

⁹⁴ Burmeister, Georg Joachim Rhetikus, Bd. 2, 40-42.

Das Labyrinth der Formen

Maja Tschimben

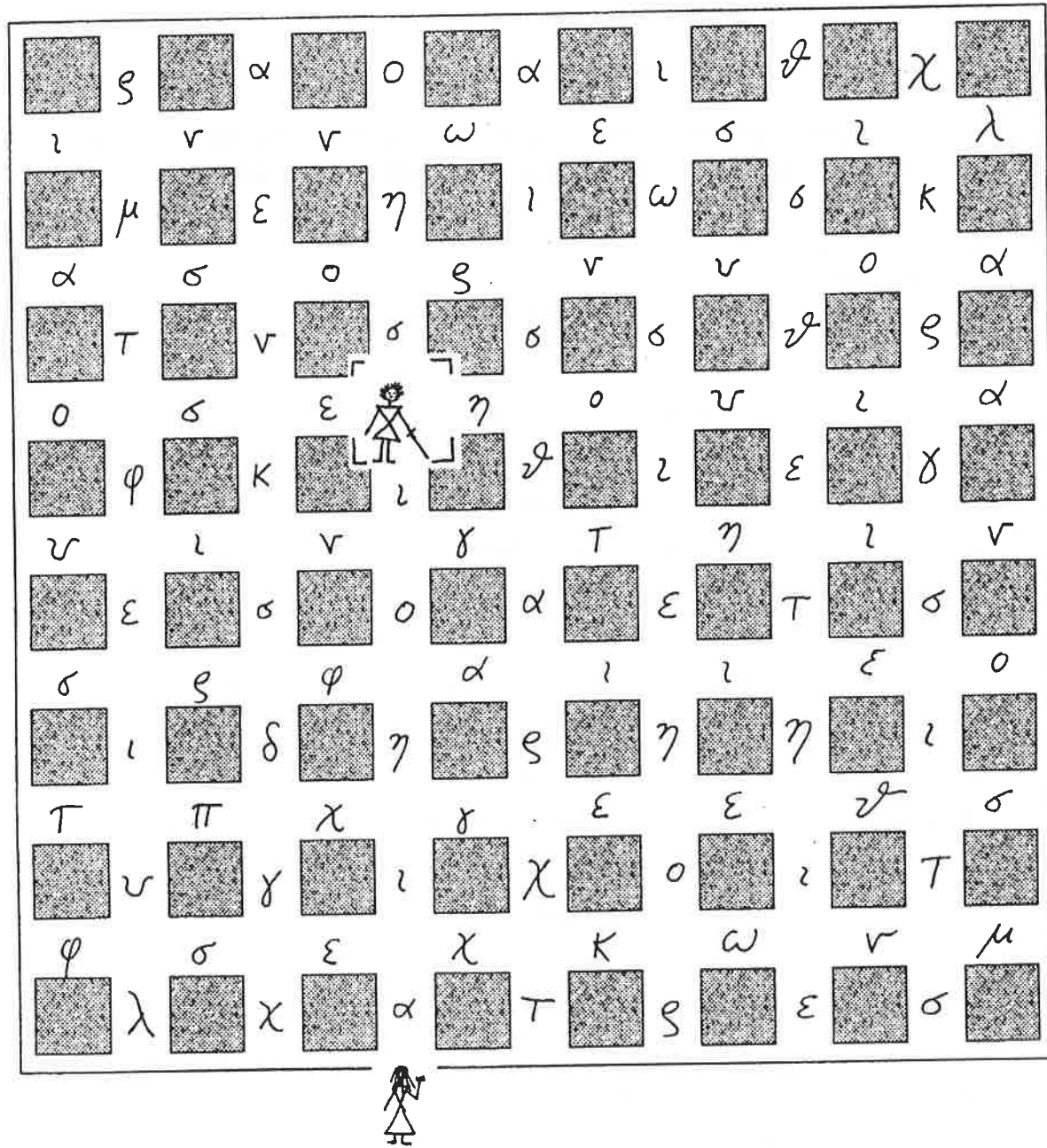
Grammatik spielend üben: Das Labyrinth der Formen

Theseus hat den Minotauros erschlagen, aber er hat nicht mit Daidalos' Hintertriebenheit gerechnet. Nur wer die Verbformen sicher beherrscht, findet den Weg zurück ans Tageslicht, wo Ariadne schon wartet...

Bilde die angegebenen Verbformen! Die gefragten Buchstaben geben Theseus die Richtung an.

(Die Übung funktioniert sehr gut paarweise mit Siegespreis für das schnellste Team.)

1) ἴημι	3. Person Sg. Präsens Indikativ Aktiv	3. Buchstabe
2) ἐγείρομαι	1. Person Sg. Aorist Indikativ Medium	4. Buchstabe
3) εἶμι	1. Person Sg. Imperfekt Indikativ Aktiv	4. Buchstabe
4) ὄλλυμι	3. Person Pl. Perfekt Indikativ Aktiv	6. Buchstabe
5) τείνω	1. Person Pl. Futur Indikativ Aktiv	3. Buchstabe
6) ἀνοίγνυμι	3. Person Sg. Präsens Optativ Aktiv	8. Buchstabe
7) φαίνομαι	2. Person Sg. Aorist Indikativ Medium	3. Buchstabe
8) αἶρω	Infinitiv Aorist Aktiv	4. Buchstabe
9) ἴημι	2. Person Sg. Aorist Imperativ Aktiv	1. Buchstabe
10) τίθημι	Infinitiv Aorist Aktiv	3. Buchstabe
11) δίδωμι	2. Person Sg. Aorist Indikativ Medium	4. Buchstabe
12) τίθημι	3. Person Sg. Imperfekt Indikativ Aktiv	4. Buchstabe
13) ἴστημι	2. Person Sg. Imperfekt Indikativ Medium	6. Buchstabe
14) κεράννυμι	3. Person Sg. Perfekt Indikativ Medium	4. Buchstabe
15) κατάρνυμι	1. Person Pl. Aorist Indikativ Passiv	6. Buchstabe
16) φημί	Partizip Präsens Aktiv fem. Gen. Sg.	3. Buchstabe
17) εἶμί	3. Person Pl. Futur Optativ Medium	4. Buchstabe
18) φημί	2. Person Sg. Präsens Imperativ Aktiv	3. Buchstabe
19) εἶμί	3. Person Pl. Präsens Optativ Aktiv	3. Buchstabe
20) ἴημι	2. Person Sg. Präsens Imperativ Medium	2. Buchstabe
21) πράττω	3. Person Sg. Aorist Indikativ Passiv	5. Buchstabe
22) ἄρχω	1. Person Sg. Perfekt Indikativ Aktiv	3. Buchstabe
23) Wie hieß Theseus' Geliebte?		1. Buchstabe



Ars vivendi - Der Starsophist: Protagoras von Abdera¹

Klaus Bartels

Platons „Protagoras“ führt uns in das Haus des Kallias, des reichsten Atheners seiner Zeit, mitten hinein in die Sophistenszene des späten 5. Jahrhunderts v. Chr. Mit Sokrates, dem Erzähler des Dialogs, stoßen wir gleich in der Vorhalle auf eine köstliche Choreographie: Drei VIPs zur Linken, drei zur Rechten neben sich, den übrigen Hörschwarm hinter sich, zelebriert Protagoras da theatralisch auf und ab spazierend und dozierend sein Morgenkolleg: „Wie ich dieses Ballett erblickte, hatte ich die größte Freude daran, wie aufmerksam die hinter ihm sich in Acht nahmen, ja niemals dem Protagoras vor die Füße zu geraten. Jedes Mal, wenn er selbst kehrtmachte und die zu seinen Seiten, teilte sich der übrige Hörschwarm fein säuberlich, wie einstudiert, hierhin und dorthin und schloss sich, im Kreis herum trippelnd, jeweils aufs Schönste hinter ihm wieder zusammen.“

Was war zu der Zeit ein „Sophist“? Die Endung verrät es: einer, der aus seiner Menschenkenntnis und Erfahrung, Wissenschaft und Lebensweisheit eine erklärte Profession gemacht hat und der damit auf Tournee geht. Protagoras hatte sich um die Mitte jenes 5. Jahrhunderts als Erster anheischig gemacht, die hohe Schule der „politiké téchne“, des „politischen Handwerks“, im Klartext: des politischen Erfolgs, zu lehren, und er hatte sich als Erster nicht gescheut, für ein solches „wissenschaftlich“ präsentiertes politisches Fitnessstraining ein erkleckliches Honorar zu fordern. Das war der Durchbruch; eine Generation später gab es in der griechischen Welt dozierende und kassierende Sophisten wie Eulen in Athen, in jeder Qualität und Preislage. Die farbenreichen Szenenbilder dieses florierenden Tourneebetriebs in Platons „Protagoras“ führen hübsch vor Augen, wie im Hause des Kallias, „des Größten und Reichsten der Stadt“, bei der Vielzahl der gastierenden Sophisten selbst eine ausgeräumte Vorratskammer noch als Hörsaal erhalten muss.

Aus jeder Stadt auf seinem Weg, lässt Platon seinen Sokrates da sagen, ziehe dieser Protagoras einen Schwarm von Jüngern hinter sich her, „sie wie Orpheus mit seiner Stimme bezaubernd, und die folgen seiner Stimme, vollkommen bezaubert“. Einem solchen schon vom Hörensagen Bezauberten begegnen wir in der Eingangsszene des platonischen Dialogs, eines der reizvollsten Platon-Texte überhaupt. Da trommelt ein blutjunger Protagoras-Fan aus erster Familie noch vor Morgengrauen den schlaftrunkenen Sokrates heraus; er hat gehört, dass Protagoras tags zuvor bei Kallias abgestiegen ist, und möchte sich von dem väterlichen Freund bei dem großen Guru einführen lassen. „Beim Zeus“, erklärt er rundheraus, „wenn's

¹ Dieser Text wurde bereits in der „Neuen Zürcher Zeitung“ publiziert.

doch nur ums Honorar ginge! Dann wollte ich ja nichts von meinem ganzen Vermögen und, wenn das nicht reichte, auch nichts von dem meiner Freunde übrig lassen . . .“

Auf die therapeutische Frage des Sokrates freilich, ob er denn etwa selbst als Sophist durch die griechische Welt ziehen wolle, wird der junge Mann schamrot. Verehrung und Verachtung lagen in der Sophistenrolle jener Zeit nahe beieinander. Seminare gegen Honorare; das war sowohl aus der aristokratischen als auch aus der schlichten sokratischen Perspektive ein despektierlicher Handel. Immerhin offerierte Protagoras seinen Klienten noch die nobelsten Konditionen: „Wer will, zahlt für das bei mir Gelernte das Honorar, das ich fordere; wer das nicht will, geht in ein Heiligtum, schwört, wie hoch er den Wert des Gelernten einschätzt, und zahlt dann nur so viel.“ Wir wissen nicht, ob jemals einer seiner Schüler den zweiten Zahlungsweg beschritten hat.

Einmal hat einer einen dritten gefunden. Ein Schüler namens Euathlos hatte mit Protagoras ein Erfolgshonorar vereinbart: Er werde zahlen, sobald er seinen ersten Prozess gewonnen habe. Als der dann jedoch nicht daran dachte, irgendein Mandat zu übernehmen, verklagte Protagoras ihn schließlich auf Zahlung des Honorars und plädierte: „Wenn ich gewinne, musst du zahlen, weil ich den Prozess gewonnen habe; wenn ich verliere, musst du auch zahlen, weil du den Prozess gewonnen hast.“ „Nein“, hielt Euathlos dagegen: „Wenn ich verliere, muss ich nicht zahlen, weil ich den Prozess verloren habe; wenn ich gewinne, muss ich auch nicht zahlen, weil ich den Prozess gewonnen habe.“ Die Entscheidung der Richter ist nicht überliefert.

„Aller Dinge Maß ist der Mensch, sowohl der seienden, dass - oder wie - sie es sind, als auch der nichtseienden, dass - oder wie - sie nicht sind.“ Mit diesem schlichten Satz hatte Protagoras seine Lehrschrift „Wahrheit“ - mit anderem Titel, auf Ringergrisch: „Zu Boden werfende Reden“ - eröffnet, und mit diesem Satz, dem Leitsatz einer alles relativierenden Beliebigkeitsphilosophie, ist sein Name in der Antike und bis in die Gegenwart verbunden geblieben. In einem späten Dialog hat Platon seinen bitteren Spott daran ausgelassen: „Er meint das doch etwa so: Wie die einzelnen Dinge mir erscheinen, so sind sie für mich, und wie sie dir erscheinen, so sind sie wiederum für dich: Ein Mensch bist du ja so gut wie ich.“ Und dann: „Über den ersten Satz seiner <Wahrheit> habe ich mich immer gewundert: dass er da nicht gleich zu Anfang erklärt, <Aller Dinge Maß ist das Schwein> oder <der Affe> oder sonst irgendetwas, das man dort noch weniger erwartet: So hätte er uns doch auf eine großartige und so recht verächtliche Weise gleich mit dem ersten Satz vor Augen führen können, dass wir ihn so viele Jahre lang wie einen Gott bewundert haben wegen seiner Weisheit, während ihm demnach doch kein bisschen mehr Verstand zukam als einer Kaulquappe, geschweige denn als irgendeinem anderen Menschen.“

Antikerückblick VI der Gesellschaft für Klassische Philologie

Stefan Tilg

Berichterstattungszeitraum: 1.8.- 6.11.2001

Sollten Sie, liebe(r) Leser(in), uns dankenswerterweise auf Veranstaltungen oder Artikel aufmerksam machen wollen bzw. Kopien von einzelnen Artikeln wünschen, so richten Sie Ihre Anfragen (am besten per E-Mail) an folgende Adresse:

Gesellschaft für Klassische Philologie Innsbruck – c/o Institut für Sprachen und Literaturen, Abt. Gräzistik/Latinistik – Innrain 52, 6020 Innsbruck – klassphil@uibk.ac.at
Mitarbeiter: Florian Schaffenrath [F.S.], Florian Müller [F.M.], Stefan Tilg [S.T.]

Vorträge

- 1) Univ.Prof. Dr. Peter W. Haider sprach auf Einladung der Archäologischen Gesellschaft Innsbruck am 30. Oktober 2001 über „Tempel, Götter und Glaubensvorstellungen in Heliopolis/Baalbek“ [F.M.]
- 2) Univ.Prof. Dr. Elisabeth Walde sprach auf Einladung der Archäologischen Gesellschaft Innsbruck am 6. November 2001 über „Neues zu römischen Wandmalereien in Österreich“ und wiederholte diesen Vortrag am 7. November auf Einladung des Instituts für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck [F.M.]

Pressespiegel

I. Philologisches

- 1) Bartels, K.: „Ars vivendi“, in: NZZ; einzelne Beiträge: Latein für Väter (und Mütter), 11.8.01, p.97 (Ein Toleranzaufruf von Plinius d.J. an einen Freund und Vater eines – etwas – leichtsinnigen Sohnes; man ist ja schließlich auch selbst einmal jung gewesen...) – Ein Kyniker zum Anfassen: Krates, der „Türöffner“, 25.8.01, p.123 (Porträt des Krates, des – ganz anders als Diogenes – höchst charmanten Führers der Kyniker; nach Plutarch und Diogenes Laërtios) – Aristoteles im Kopf, 8.9.01, p.74 (der Schweizer Fußballer Köbi Kuhn liest nach eigenen Angaben Aristoteles' Politik; die betreffende Stelle verrät Amüsantes über seine Leistungsmoral) – Der „mathematische Hunderthänder“: Archimedes von Syrakus, 22.9.01, p. 117 (Porträt des Archimedes nach Plutarch) – Homo homini lupus (ähnliche Gedanken von Seneca und Marc Aurel), 6.10.01, p.120 – Der Tyrannenmörder: Marcus Iunius Brutus, 20.10.01, p. 109 (Mythenbildung rings um Cäsar und Brutus; nach Sueton und Plutarch) – Vatias Villa, 3.11.01, p. 114 (Die Villa des reichen und beneideten Vatia bei Baiae, nach Seneca EM ein Symbol der Untätigkeit und Fruchtlosigkeit seines Lebens) [S.T.]
- 2) Lang, O.A.: „Antike ohne „Action““, in: Krone, 13.8.2001 p. 23: Bericht über die Aufführung von Euripides „Der rasende Herkules“ beim Festival *Art Carnuntum*. [F.M.]
- 3) Hasse, D. N.: „Griechisches Denken, muslimische und christliche Interessen“, in: NZZ, 18.8.01, p. 78: Die arabisch-lateinische Übersetzungsbewegung im Spanien des 12. Jh. zählt zu den Gründungsmythen europäischer Kultur. Historisch liegt dabei aber vieles im Dunkeln. Eine neue methodische Anregung könnte dabei der soziologischen Ansatz des griechisch-amerikanischen Arabisten D. Gutas geben. Er untersucht in seinem Buch zur griechisch-arabischen Übersetzungskultur Bagdads im 8.-10. Jh. (Greek Thought, Arabic Culture: The Graeco-Arabic Translation Movement in Baghdad and Early Abbasid Society, London 1998) den Zusammenhang zwischen politischer Machtelite und Übersetzungen griechischer Literatur als Legitimationsinstrument. So ähnlich dürfte es – zumindest zu einem guten Teil – auch im 12. Jh. in Toledo als einem unter christlicher Führung aufstrebenden politischen Zentrum Spaniens gewesen sein. Die Kirche bildete nicht nur den Rahmen für die spanische Übersetzungskultur: sie bezahlte, steuerte und instrumentalisierte sie, um mit dem Argumentationsvorsprung aus der Antike zum wahren Glauben zu führen bzw. sich selbst zu legitimieren. [S.T.]
- 4) Vujica, P.: „Hannibal 2001“, in: Standard, 20.9.01, p. 39: In seinem Kommentar zur Weltlage vergleicht Verf. den Bericht des Zweiten Punischen Krieges bei Livius mit der modernen Kriegshetze. [F.S.]
- 5) Pohl, R.: „Erstarrung des Blicks in der höchsten Not. Was Aischylos' Perser über CNN lehren“, in: Standard 25.9.01, p. 35: Verf. zieht Parallelen zwischen der Situation in den Persern (Kriegskatastrophe, Kulturkampf,...) und der aktuellen Terror-Kriegs-Diskussion. [F.S.]

- 6) Schloemann, J.: „Genie als Überlieferung. Der ‚richtige‘ Homer und die Aufgabe der Textkritik“, in: FAZ, 26.9.01, p. N6: Verf. bespricht die Grundsätze der Textkritik in ihrer Anwendung auf antike Texte und geht exemplarisch auf Homer ein. [F.S.]
- 7) Palladino, I.: „Wo die Griechen ihr Amerika fanden“, in: FAZ 11.10.01, p. R3: Der umfangreiche Artikel stellt die Magna Graecia vor, welche kulturelle Bedeutung sie in der Antike hatte, welche Reisen sich heute in dieser Gegend anbieten. [F.S.]
- 8) Isler-Kerényi, U.: „Apollon und Dionysos. Götterbilder im Kaleidoskop neuzeitlicher Rezeption“, in: NZZ, 13.10.01: Der seit Nietzsche zum Schlagwort gewordene Gegensatz des Apollinischen und Dionysischen als Paradebeispiel einer Rezeption der griechischen Antike, die mehr mit neuzeitlichem Erkenntnisinteresse als mit der vielschichtigen historischen Sachlage zusammenhängt. [S.T.]
- 9) Breuer G.: „Wo war Platos Atlantis?“, in: Die Presse Spectrum, 20.10.2001 p. VIII: Eine neue Theorien lokalisiert Atlantis auf einer untergegangenen Insel vor der spanischen Küste. [F.M.]
- 10) Haas, S. / Niederwieser, E.: „Ringeln um Latein“, in: TT, 20./21.10.01, Magazin p. 2: In der Rubrik „Pro & Kontra“ beziehen die Autoren für bzw. gegen den verpflichtenden Lateinunterricht am Gymnasium Stellung. (Vgl. Leserbrief Mader / Schaffenrath in: TT 3./4.11.01, p. 20). [F.S.]
- 11) Löhr, H.: „Die Tora ist nicht entlassen. Michael Theobalds gelungene Synthese der Römerbrief-Forschung“, in: FAZ, 27.10.01, p. 48: Durch neue Impulse, vor allem aus dem angelsächsischen Raum, entwickelte sich in der Paulus-Forschung die Strömung des *new approach*. [F.S.]
- 12) Frei, C.: „Die Metamorphosen“, in: tip, 2.11.01, p. 17: Kritik der Inszenierung einiger Szenen aus Ovids Metamorphosen im Innsbrucker Kellertheater. [F.S.]
- 13) Kraft, E.: „Das dionysische Hupkonzert. Griechenlandbilder zwischen Ehrfurcht und Ignoranz“, in: NZZ, 2.11.01, p. 65: Die dem Gastland Griechenland gewidmete Buchmesse in Frankfurt zeigt wieder einmal deutlich, dass sich das moderne Griechenland gegen das klassische Hellas – zumindest im deutschsprachigen Raum – nur schwer durchsetzen kann. [S.T.]
- 14) Flaig, E.: „Unsere fremd gewordenen Antike. Warum wir ihr mehr verdanken, als wir noch wahrhaben wollen“, in: NZZ, 6.11.01, p. 85: Auch wenn sie uns in vielem fremd geworden sind: In einer Welt zwischen kapitalistischer Globalisierung und religiösem Fanatismus scheint eine Rückbesinnung auf das institutionalisierte gemeinsame Entscheiden der Griechen heilsam. [S.T.]
- 15) Kurz, G.: „Das wahrhaft Altneue. Spiel, Mode, Religion: der europäische Philhellenismus“, in: NZZ, 6.11.01, p. 87: Überblick über den mit Winckelmann einsetzenden europäischen Philhellenismus, die durch ihn hervorgerufene produktive Spannung in Kunst und Literatur und seine besondere Spielart in Deutschland. [S.T.]

II. Archäologisches

- 16) Gstättnner E.: „Was gibt's?“, in: Die Presse Spectrum, 11.8.2001 p. V: Über den Missbrauch des aus antiken Steinplatten zusammengesetzten sog. Herzogsstuhls als Werbefläche eines Schriftstellers. [F.M.]
- 17) Buchacher R.: „Austria Romana“, in: Profil Nr. 34, 20.8.2001 p. 90-97: Ausführlicher Artikel über die neuesten Ausgrabungen, Funde und Forschungsergebnisse zur Römerzeit in Österreich. [F.M.]
- 18) „Aguntum liefert ein Prunkstück: Schwertscheide“, in: Kurier, 26.8.01, p. 13: Im Bereich des Atriumhauses wurde die bronzene Scheide eines kostbaren Schwertes entdeckt. [F.S.]
- 19) Melchart E.: „Heidenspaß beim Heidentor“, in: Krone, 2.9.2001 p. 16-17 (Beilage): Bericht über die neuesten Grabungsergebnisse in Carnuntum, die u.a. wichtige Erkenntnisse zur Datierung des Heidentores lieferten. [F.M.]
- 20) „Monumentales Heidentor“, in: SN 5.9.01, p. 11: Nach dreijähriger Renovierung wurde das Heidentor nun wieder feierlich eröffnet. [F.S.]
- 21) „Eine Schutzhülle für den Kern der Römerstadt“, in: TT, 26.9.01, p. 12: In Aguntum konnte die frisch renovierte Thermenanlage der Öffentlichkeit präsentiert werden. [F.S.]
- 22) „Riesiges Gräberfeld“, in: Standard, 26.9.01, p. 4: Bei Maria Saal ist man bei Bauarbeiten auf ein Gräberfeld aus dem 1. bis 3. Jhd. gestoßen. Die Notgrabungen sind im Gang. [F.S.]
- 23) Grolig H.: „Ein römisches Gräberfeld als Zeuge für pannonische Geschichte“, in: Die Presse Spectrum, 29.9.2001 p. VIII: Wiener Archäologen erforschen einen römischen Friedhof im burgenländischen Halbturn. [F.M.]
- 24) Latacz, J.: „Der Mond auf seinen zarten grünen Matten. Nur erst als kleine weiße Wolke schwebt! Zu der Gefahr, sich in der Troia-Frage selbst im Licht zu stehen“, in: FAZ, 9.10.01, p. 54: In seiner Darstellung der aktuellen Probleme um Troia ergreift der Basler Gräzist L. die Partei des Ausgräbers Korfmann. [F.S.]
- 25) Bahners, P.: „Warum Däniken? Kolbs Kriegserklärung: Auch ein Rätsel im Krieg um Troia“, in: FAZ, 11.10.01, p. 51: Verf. berichtet über die Geschichte (und die Ausrutscher) in der Kontroverse um Troia zwischen Frank Kolb und Manfred Korfmann. [F.S.]
- 26) Erche, B.: „Der Nymphen Garten ist nicht unversehrt“, in: FAZ 17.10.01, p. N5: In Kiel fand ein internationales Vasen-Symposium statt, worüber hier ausführlichst berichtet wird. [F.S.]

III) Buchbesprechungen

- 27) Helbling, H.: „Das Gymnasium und seine Vorgeschichten. Eine Monographie von Manfred Fuhrmann“, in: NZZ, 2.8.01, p. 55: M. Fuhrmann untersucht in seinem neuen Buch (Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II., Köln 2001) vor allem am Leitfaden des Lateinunterrichts Schulgeschichte als eine ergiebige Spielart der Mentalitätsgeschichte. Sein Schwerpunkt liegt auf dem humanistischen Gymnasium des 19. Jh. [S.T.]
- 28) Reibnitz, B. v.: „Ratschlag der Götter. Veit Rosenberger über griechische Orakel“, in: NZZ, 8.8.01, p. 54: Das neue Buch des Augsburger Althistorikers V. Rosenberger (Griechische Orakel. Eine Kulturgeschichte, Darmstadt 2001) ist eine gut lesbare Einführung ins griechische Orakelwesen. Seine Grundthese: Orakel nicht als Glaubensangelegenheit, sondern als „Kulturtechnik“ zur Entsubjektivierung der Entscheidungsfindung. [S.T.]
- 29) Isler-Kerényi, U.: „Aus einem Stein? Laokoon – die antike Statue in einer neuen Deutung“, in: NZZ, 9.8.01, p. 56: Eine neue Publikation zur Laokoongruppe (S. Settis: Laocoonte. Fama e stile, Rom 2000) stellt einige typische Archäologengewohnheiten – wie z.B. die, aus jedem Kunstwerk gleich eine politische Botschaft herauszulesen – infrage und versucht sich möglichst nüchtern von den historisch nachweisbaren Fakten leiten zu lassen. Was den traditionell umstrittenen Ausdruck *ex uno lapide* in der Beschreibung (der uns erhaltenen?) Figurengruppe bei Plinius d.Ä. betrifft, so wird gezeigt, dass es sich dabei lediglich um eine seit Herodot gängige Redensart zum Lob hervorragender Bildhauerarbeiten handelt. [S.T.]
- 30) Walter, U.: „Das Alte. Cui bono: Auch Ingemar König legt eine Geschichte Roms vor“, in: FAZ, 21.8.01, p. 48: Besprechung der bei Reclam erschienenen „Kleinen Römischen Geschichte“, die von der Entstehung des Staates bis Justinian reicht. [F.S.]
- 31) „Landleben in der Antike“, in: NZZ, 25.8.01: Anzeige des mit „Das Landleben“ betitelten zweiten Bands von Karl-Wilhelm Weebers populär geschriebenen Lexikon „Alltag im Alten Rom“ (Düsseldorf/Zürich 2000). Der Band will eine Lücke in unserem vornehmlich an der städtischen Kultur der Antike orientierten Wissen schließen. [S.T.]
- 32) Helbling, H.: „Der Dichter als Mahner. Politische Briefe Francesco Petrarca“, in: NZZ, 11.9.01, p. 35: Eine neue Ausgabe ausgewählter Briefe von Francesco Petrarca dokumentiert sein Verhältnis zu Cola di Rienzo, zur Kurie in Avignon und zu Karl IV. (Francesco Petrarca: Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises, lat./dt., hrsg., übersetzt und eingeleitet von Berthe Widmer, Basel 2001). [S.T.]
- 33) Walter, U.: „Schön, ihr seid so schön! Wir alle sind schön! Das wollte das Publikum immer wieder hören: Gesine Manuwald bringt die römischen Praetexten auf die Bühne“, in: FAZ, 9.10.01, p. L36: Als Zetemata-Band 108 erschien Manuwalds Buch „Fabulae praetextae. Spuren einer literarischen Gattung der Römer“. [F.S.]
- 34) Will, W.: „Mehr Demagogie wagen. Tips und Tricks aus dem antiken Wahlkampf“, in: FAZ, 15.10.01, p. 58: Günter Laser hat Q. Tullius Ciceros Werk *Commentariolum petitionis* neu herausgegeben und übersetzt. [F.S.]

INDEX

Gr./lat. Autoren	Dionysos (8)	Rosenberger, V. (28)	Hercules furens (2)
Aischylos (5)	Erche, B. (26)	Schloemann, J. (6)	Herzogstuhl (16)
Aristoteles (1)	Flaig, E. (14)	Settis, S. (29)	Kirche (3)
Cicero, Q. T. (34)	Frei, C. (12)	Vujica, P. (4)	Landleben (31)
Euripides (2)	Fuhrmann, M. (27)	Walde E. (b)	Laokoön-Gruppe (29)
Diogenes Laërtios (1)	Gstättnner E. (16)	Walter, U. (30, 33)	Lateinunterricht (10)
Homer (6)	Haas, S. /	Weeber, K.-W. (31)	Lienz (18)
Livius (4)	Niederwieser, E. (10)	Will, W. (34)	Magna Graecia (7)
Marc Aurel (1)	Haider, P. W. (a)		Maria Saal (22)
Ovid (12)	Hasse, D.N. (3)	Sachen	Metamorphosen (12)
Paulus/NT (11)	Helbling, H. (27, 32)	Aguntum (18, 21)	Orakel (28)
Petrarca, F. (32)	Isler-Kerényi, U. (8, 29)	Araber (3)	Persae (5)
Platon (9)	Kolb, F. (25)	Art Carnuntum (2)	Philhellenismus (15)
Plutarch (1)	Korfmann, M. (24, 25)	Atlantis (9)	Politik (14)
Seneca d.J. (1)	Kraft, E. (13)	Austria Romana (b, 17)	Praetexta (33)
Sueton (1)	Krates (Kyniker) (1)	Baalbek (a)	Römerbriefe (11)
	Kurz, G. (15)	Briefe (32)	Röm. Geschichte (30)
Personen	Latacz, J. (24)	Carnuntum (19, 20)	Schule (10, 27)
Apollon (8)	Löhr, H. (11)	Drama (33)	Sozialgeschichte (31)
Archimedes (1)	Melchart E. (19)	Griechenland (13)	Textkritik (6)
Bahners, P. (25)	Nietzsche, F. (8)	Gräber (22, 23)	Thermen (21)
Bartels, K. (1)	Palladino, I. (7)	Gymnasium (27)	Troja (24, 25)
Breuer G. (9)	Pohl, R. (5)	Halbturn (23)	Übersetzungskultur (3)
Brutus, M. Iunius (1)	Reibnitz, B. v. (28)	Heidentor (19, 20)	Vasenmalerei (26)
Buchacher R. (17)		Heliopolis (a)	Virunum (16)

Latein Forum Bibliothek

Hellmut Flashar: Sophokles. Dichter im demokratischen Athen,

München (C.H. Beck) 2000, 220 S.
ISBN: 3-406-46639-7, ATS 350

Hermann Niedermayr



Seit Karl Reinhardt's bahnbrechendem Sophokles-Buch aus dem Jahr 1933 ist keine deutschsprachige Monographie über den 'klassischsten' griechischen Tragiker erschienen. Diese Lücke füllt nun nach fast 70jähriger Pause der Münchener Emeritus, der durch zahlreiche Publikationen als

hervorragender Kenner der griechischen Tragödie ausgewiesen ist. In der 'Einleitung' (S. 7-10) skizziert Flashar die drei über das rein Literarische hinausgehenden Aspekte, denen sich die Tragödienforschung der letzten 20 Jahre intensiv gewidmet hat und die er in seine Darstellung einbezieht: die kultisch-rituelle, die politische und die kommunikative Dimension. Die Tragödie enthält selbstreferentielle Bezüge auf den Theatergott Dionysos ('metatheatralische Aspekte'), lässt sich nur im politischen Kontext der attischen Demokratie als 'Bürgertheater' verstehen und wurde für eine einzige Aufführung im Rahmen eines Wettbewerbs auf eine mündliche Rezeptionssituation hin konzipiert. Das erste Kapitel 'Die Tragödie' beschreibt die stereotypen Bauelemente der griechischen Tragödie, erörtert die Funktion des Chors und charakterisiert den Stoff der Tragödie, den die Dichter fast ausschließlich dem Mythos entnehmen. Im zweiten Kapitel werden die institutionellen Grundlagen der Tragödienaufführungen (Dionysosfeste, Agone, Baugeschichte des Dionysostheaters, Maske, Kothurn) skizziert¹. An

¹Derartige Fragen werden in folgenden neueren, einander ergänzenden Einführungen in die griechische Tragödie ausführlicher behandelt: Wolfgang Schadewaldt, Die griechische Tragödie, Frankfurt/Main 1991 (= Tübinger Verlesungen 4); Bernhard Zimmermann, Die griechische Tragödie. Eine Einführung, 2. Aufl. München - Zürich 1992; Joachim Latacz, Einführung in die griechische Tragödie, Göttingen 1993 (= utb 1745); Bernhard Zimmermann, Europa und die griechische Tragödie. Vom kultischen Spiel zum Theater

der Biographie des Dichters (Kapitel 3) hebt Flashar die Übernahme hochpolitischer Ämter (Hellenotomie, Strategie) und das maßgebliche Mitwirken an der Einführung des Asklepioskultes in Athen hervor.

Die Kapitel 4 bis 10, die den Hauptteil des Buches ausmachen (S. 42-180), widmen sich den sieben erhaltenen Tragödien des Sophokles. Dabei hält sich Flashar an folgendes vierteiliges Aufbauschema: Zuerst werden Fragen der Datierung, der Quellen (Epen, Lyrik, Aischylos) und des jeweiligen zeitgeschichtlichen Hintergrunds behandelt. Darauf folgt eine knappe Inhaltsübersicht. Im dritten, weitaus umfangreichsten Abschnitt werden die sieben Dramen nach allen relevanten Gesichtspunkten (Strukturanalyse, Bühnentechnik, Zeichnung der tragischen Helden, 'theologische' Aussagen, Bedeutung des Chors) interpretiert.

Wie Reinhardt, der die 'tragische Situation' in den Mittelpunkt seiner Dramenanalyse gestellt hatte, und wie Schadewaldt, der dem 'Daimonischen' in den Stücken nachgespürt hatte, bekämpft auch Flashar die „klassizistische, bis heute weit verbreitete Vorstellung von Sophokles als dem harmonischen Dichter der schönen Geste“ (S. 56). Er charakterisiert den 'Aias' als „unheimliche Dichtung“ (S. 56), beschreibt Antigone als Frau, deren Tat und starre Haltung „über die Erfahrungswelt der Polis“ hinausgeht (S. 76), und hebt an der Harakles-Darstellung in den 'Trachinierinnen' die „Rücksichtslosigkeit, ja Brutalität“ des Helden hervor, der „wie aus einer prärationalen Frühzeit in die Wertewelt der Polis des fünften Jahrhunderts hereinbricht“ (S. 96f.). Im 'König Oidipus' habe Sophokles „einen mythischen Helden umgeformt zu einem Polisbürger, der über allen intellektuellen Scharfsinn seiner Zeit verfügt, aber auch über einen starken Affekt, der der richtigen Einsicht im Wege steht, der übereilt handelt und entscheidet“ (S. 118). Über die 'Elektra' fällt Flashar das Urteil: „Keine der erhaltenen Tragödien des Sophokles hat ein so bitteres Ende“ (S. 137). Im 'Philoktet' wird die Wiedereingliederung des Helden in die Gemeinschaft „zweifelhaft“, weil sie „nicht aus humanitären Erwägungen“ erfolgt, sondern „weil er dem Vaterland dienlich sein kann“ (S. 161). Eine Ausnahme bildet der postum aufgeführte 'Oidipus

der Gegenwart, Frankfurt/M. 2000 (= Fischer Tb 60163; Reihe 'Europäische Geschichte'); Gustav Adolf Seeck, Die griechische Tragödie, Stuttgart 2000 (=Reclams UB 17621: Literaturstudium). 'Griechische Tragödie im Taschenbuch' erlebt also eine erfreuliche Phase der Hochkonjunktur!

auf Kolonos', der versöhnlich endet: „Drohungen und Beschimpfungen sind gewichen, Rührung und Mitgefühl an deren Stelle getreten“ (S. 178). Im jeweils vierten Abschnitt bietet Flashar einen knappen Überblick über die Nachwirkung der einzelnen Stücke. Für ausführlichere Darstellungen der Rezeption wird auf die teilweise von Flashar herausgegebenen Insel-Bändchen verwiesen, die neben der Übersetzung von Wolfgang Schadewaldt eigene Kapitel zur Wirkungsgeschichte aufweisen². Daneben hat Flashar ein bedeutendes Buch über die Rezeption der einzelnen Stücke im Theater verfasst³.

Im elften Kapitel bespricht Flashar das etwa zur Hälfte erhaltene sophokleische Satyrspiel, die 'Ichneutai' (Spürhunde). Es ist sicher zu bedauern, dass auf andere nur fragmentarisch überlieferte Dramen, etwa den 'Eurypylos', die 'Kolcherinnen', den 'Thamyras' oder die 'Nausikaa', nicht eingegangen wird. Das Schlusskapitel erörtert die vieldiskutierte Kategorie des 'Tragischen' und besonders das Verhältnis der erhaltenen Tragödien zur aristotelischen 'Poetik'. Flashar übernimmt die Tragik-Formel seines Lehrers Schadewaldt: „die Tragödie hat es zu tun mit dem Streit im umfassenden Sinne, der vom Menschen nur ausgetragen werden kann durch das Leiden.“⁴ Flashars Buch „wendet sich nicht nur an Philologen und Theaterwissenschaftler, sondern an jede(n), der (die) etwas vom Werk des Sophokles erfahren möchte“ (S. 9). Diese Allgemeinverständlichkeit erreicht es vor allem durch einen klaren, sachlichen, unpräzisen Stil, der sich wohltuend von Reinhardts Sprache abhebt, die treffend als „manieriert ... bis zur Koketterie“ bezeichnet wurde⁵. Trotz des Verzichts auf griechische Zitate und auf jegliche Polemik wird kaum einem relevanten Interpretationsproblem aus dem Weg gegangen. Nützlich sind auch die Literaturhinweise, die einen breiten Zugang zur modernen Sophokles-Sekundärliteratur erschließen (S. 197-210). Zweifellos hat Flashar mit seinem 'Sophokles' ein Standardwerk der Tragödienforschung vorgelegt,

²Als letztes Bändchen ist erschienen: Sophokles, Die Frauen von Trachis. Übertragen von Wolfgang Schadewaldt. Hg. von Hellmut Flashar, Frankfurt/M. - Leipzig 2000 (= it 2602). Aus diesen Schadewaldt-Übersetzungen stammen alle Sophokles-Zitate, die Flashar in seinem Buch anführt.

³Hellmut Flashar, Inszenierung der Antike. Das griechische Drama auf der Bühne der Neuzeit, München 1991.

⁴Schadewaldt, a.a.O., 59. Bei Flashar: „In jeder griechischen Tragödie wird gelitten, in jeder griechischen Tragödie wird gestritten.“ (S. 192) und: „Mit Leid und Streit sind Kategorien des Tragischen, aber nicht alle Charakteristika der Tragödie benannt“ (S. 195).

⁵Schadewaldt, a.a.O., 202.

das nicht nur das literarische Profil des Dichters neu bestimmt, sondern auch überzeugend die institutionellen Rahmenbedingungen seines literarischen Schaffens erhellt, die zeitgeschichtlichen Bezüge (Perikleisches Zeitalter, Peloponnesischer Krieg) aufzeigt und nicht zuletzt die Gründe für die überzeitliche Aktualität und für die ungebrochene Bühnenpräsenz seiner Dramen darlegt.

Christopher Howgego: Geld in der Antiken Welt. Was Münzen über Geschichte verraten,

Stuttgart (Theiss) / Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2000, XI + 223 S. (davon 23 Münztafeln): ISBN 3-8062-1487-5 bzw. 3-534-14470-8, ATS 395

Hermann Niedermayr



Die Originalausgabe des Buches, das der Kustos am Ashmolean Museum Oxford und renommierte Numismatiker Ch. Howgego verfasst hat, erschien unter dem Titel 'Ancient History from Coins' zuerst 1995 bei Routledge (London). Die deutsche Übersetzung besorgte ein bekanntes deutsches Numismatiker-Ehepaar, Johannes und

Margret K. Nollé. Damit ist gewährleistet, dass trotz „der anspruchsvollen Gedankenführung ... und der Neigung des Autors, sämtliche Möglichkeiten seiner Muttersprache auszuschöpfen“ (Vorwort der Übersetzer, VII), die Rezeption dieses wichtigen Grundlagenwerkes im deutschen Sprachraum wesentlich erleichtert wird.

Wie Originaltitel und deutsche Untertitel verraten, liegt das Hauptaugenmerk des Buches auf der Wechselbeziehung zwischen Münzprägung und Geschichte: Es zeigt den vielfältigen Nutzen auf, den die Alte Geschichte aus der Beschäftigung mit antiken Münzen ziehen kann. Die Darstellung konzentriert sich auf Athen, auf die hellenistischen Diadochenreiche und auf Rom. Weite Bereiche der antiken Numismatik bleiben also ausgespart oder werden nur am Rande erwähnt: Gerade die Münzen der Parther und Sāsāniden, der Griechenkönige in Baktrien und NW-Indien, der Kushān und der Axumiten hätten aber wegen der Dürftigkeit der betreffenden literarischen und epigraphischen Überlieferung als Geschichtsquellen ersten Ranges gewürdigt werden können. Da die Darstellung mit der Münzreform Diokletians (ca. 295 n.Chr.) endet, wird auch die römische Numismatik der Spätantike kaum berücksichtigt.

Um die selbst auferlegten geographischen und chronologischen Beschränkungen zu kompensieren,

führt H. die gängigen Methoden der wissenschaftlichen Numismatik in ihrer ganzen Bandbreite vor. Das erste Kapitel skizziert die Geschichte des Münzgeldes von der Erfindung der Münze (H. neigt zur Spätdatierung: 560 v. Chr. als *terminus ante quem*) bis zum 4. Jh. n. Chr., legt die durch die Münzprägung bewirkten sozialen und ökonomischen Veränderungsprozesse dar (vor allem Intensivierung der Güteranhäufung) und zeigt den vielfältigen Gebrauch von Münzen am Beispiel von Athen und Rom auf (Tauschmittel für Waren, Sold- und Lohnzahlungen, Kreditvergabe, usw.). Das zweite Kapitel befasst sich mit technischen Fragen der Münzprägung: Es erörtert die Herkunft der Münzmetalle, das Funktionieren einer Münzstätte, den Umfang von Münzmissionen und das Verhältnis von regulären Staatsemissionen zu Militär- und Privatprägungen. Im dritten Kapitel wird das Verhältnis zwischen Münzprägung und Imperialismus beleuchtet. Ein wesentliches Ergebnis H.s lautet, dass die antiken Großreiche ganz unterschiedlich auf das monetäre System einwirken: Athen versucht durch ein Münzdekret (2. Hälfte 5. Jh. v. Chr.) die Verwendung seiner Münzen im Bereich des Attisch-delischen Seebunds durchzusetzen, während die Achämeniden darauf verzichten, ihren Dareiken und Sigloi Monopolstellung im Perserreich zu verschaffen. Philipp II. und besonders Alexander d. Gr. verhelfen der makedonischen Gold- und Silberprägung zu internationaler Verbreitung. Die Seleukiden verfolgen auf dem monetären Sektor eine 'Laissez-faire'-Politik, während die Ptolemäer eine exklusiv königliche Prägung einführen. Die Attaliden setzen zunächst den Kopf des Dynastiegründers Philhetairos auf ihre Münzen, erlauben dann aber zwecks Propagierung ihres bürgerlichen Herrschaftsstils den Poleis, eigene Kistophoren und Stephanophoren zu prägen. Das Römische Reich kann und will ein einheitliches Münzsystem nur in Etappen durchsetzen: Die Reichsprägung der Kaiserzeit manifestiert den Alleinherrschaftsanspruch der Zentralmacht, die erst im 3. Jh. n. Chr. auslaufenden Provinzial- und Städteprägungen des Ostens verweisen auf die Autonomie und kulturelle Identität der Region bzw. der Polis. Das vierte Kapitel widmet sich dem Verhältnis der Münzikonographie zur offiziellen Staatsideologie: Von Anfang an haben die Münztypen für den jeweiligen emittierenden Staat identitätsstiftende Funktion. Ptolemaios I. begründet den monarchischen Usus, das eigene, mit Königsdiadem geschmückte Porträt auf den Avers zu setzen. Die *triumviri monetales* der römischen Republik wählen Münztypen, welche mythische oder historische Leistungen ihrer Ahnen verherrlichen. Die Münzprägung der römischen Kaiserzeit wird von der Ideologie der betreffenden Kaiser dominiert, wobei militärische Aspekte im Vordergrund stehen. Die Typenwahl steht also im

Dienst der Übermittlung bestimmter Botschaften, wobei H. das Schlagwort 'Propaganda' eher vermeiden möchte. Am Ende der Republik kommt es in Rom zu regelrechten 'Münzkriegen': Caesar und Brutus streiten um das rechte Verständnis von *libertas*, und Octavian wetteifert mit Sextus Pompeius um die bessere Verwirklichung der *pietas*. Während die Münzen der römischen Republik eine 'Insider-Kunst' darstellen, ist das Bildrepertoire der Kaiserzeit standardisiert, durch die Beigabe von Legenden leicht zu entschlüsseln und fügt sich nahtlos in den Rahmen der sonstigen Staatsdenkmäler ein⁶. Die kaiserzeitliche Münzprägung kündigt vom Anspruch der Herrscher auf Göttlichkeit, Legitimation und rechtmäßige Nachfolge; sie hebt regelmäßig den Wohltätigkeitscharakter der jeweiligen Herrschaft hervor. Parallelen zwischen literarischen Texten und Münzlegenden beindrucken Philologen naturgemäß am meisten. H. führt u.a. ein Beispiel aus dem Vierkaiserjahr 69 n. Chr. an: Die an Galba gerichtete Ermahnung, *ut humano generi assertorem ducemque se accomodaret* (Sueton, Galba 9,2), findet ihr Echo in einem Denar Galbas (RIC I² 72) mit der Legende SALUS GENERIS HUMANI, aber auch in einem Sesterz Vespasians (RIC 456) mit der Aufschrift SPQR ADSERTORI LIBERTATIS PUBLICAE. Im fünften Kapitel wird das komplexe wirtschaftsgeschichtliche Thema 'Geldumlauf' behandelt. H. hebt hervor, dass uns Münzfunde zwar zu vielen neuen Einsichten verhelfen (Handelswege, Mobilität von Menschen, wirtschaftliche Auswirkungen militärischer Unternehmungen, regionale Unterschiede bei der Monetarisierung, usw.), verschweigt aber nicht, dass manche Befunde ganz unterschiedliche Deutungen zulassen. H. verdeutlicht dieses Problem anhand der gegensätzlichen Erklärungen, die Wirtschaftshistoriker aus der Analyse der 12.500 römischen Münzen der 'Heiligen Quelle' von Bath abgeleitet haben, und schließt daraus, dass wir von einem echten Verständnis der römischen Geldwirtschaft noch weit entfernt sind. Ein weiteres zentrales wirtschaftsgeschichtliches Problem, die Auswirkungen von Krisen auf die Münzprägung, ist Gegenstand des letzten Kapitels. Wenn Währungen in Notzeiten unter Druck geraten, reagieren die antike Münzverwaltungen mit der Reduktion von Gewicht und Feingehalt. Der Hauptgrund für Geldmanipulationen liegt in außergewöhnlich hohen Staatsausgaben, die meist durch Kriege verursacht werden; die Geldverschlechterung soll das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wahren.

⁶Eine Fülle von überzeugenden Belegen bietet Maria R.-Alföldi, Bild und Bildersprache der römischen Kaiser. Beispiele und Analysen, Mainz 1999 (= Kulturgeschichte der antiken Welt 81).

Münzreformen der römischen Kaiserzeit lassen sich auf einen moralischen Impetus zurückführen: Man will 'Missetaten' der Vorgänger rückgängig machen. Ausführlich diskutiert H. die drei von der Forschung angeführten Ursachen der Inflation in der römischen Welt (erhöhter Geldausstoß, Münzverschlechterung, Währungsreform), schließt aber auch hier mit einem *Non liquet*. Als Modellfall für eine Periode politischer und monetarischer Instabilität wird abschließend die Krise des Imperiums im 3. Jh. n. Chr. umfassend gewürdigt. Die Argumentation im Textteil wird durch die beigegebenen Münztafeln wesentlich gestützt. Diese bilden in hervorragender Qualität und überlegter Auswahl 184 Münzen aus dem Bestand des Ashmolean Museum und des British Museum ab. Das Literaturverzeichnis umfasst fast 400 Titel und erschließt somit den Zugang zur einschlägigen numismatischen Fachliteratur. Deutschsprachige Beiträge sind freilich kaum vertreten. Besonders merkwürdig mutet an, dass das für die Römische Kaiserzeit grundlegende Unternehmen der Wiener Numismatischen Schule 'Moneta Imperii Romani'⁷ nicht der Erwähnung wert befunden wird. H. hat sein Buch nicht für den numismatischen Anfänger geschrieben, sondern setzt einiges Grundwissen voraus⁸. Er verzichtet bewusst darauf, „Münzen in einer rein dokumentarischen Weise zu benutzen“, sondern möchte die „Verflechtung von Münzprägung und Geschichte“ (Vorwort, X) offen legen. Bei wissenschaftlichen Kontroversen scheut H. nicht davor zurück, die voraussetzungsreichen Gedankengänge der Numismatiker und Althistoriker in den wesentlichen Linien

⁷MIR will das Prägesystem der einzelnen Kaiser rekonstruieren und die einzelnen Emissionsabläufe aufdecken. Von diesem Großunternehmen erschien zuerst: Wolfgang Szaivert, Die Münzprägung der Kaiser Tiberius und Caius (Caligula), Wien 1984 (= MIR 2 und 3). Zuletzt erschien: Robert Göbl, Die Münzprägung der Kaiser Valerianus I./ Gallienus/ Saloninus (253-268), Regalianus (260) und Macrianus/ Quietus (260-262), Textband und Tafelband, Wien 2000 (= MIR 36, 43 und 44).

⁸Die empfehlenswerteste deutschsprachige Einführung hat Robert Göbl vorgelegt: Antike Numismatik, 2 Bde., München 1978. Eine knappe Übersicht *ad usum scholarum* hat Rez. gemeinsam mit seinem Bruder zu geben versucht (H. u. W. Niedermayr, Römische Münzen im Lateinunterricht, Latein-Forum 33, Dez. 1997).

⁹Dieses Anliegen verfolgt etwa Michael Grant, Roman History from Coins. Some Uses of the Imperial Coinage to the Historian, 2. Aufl. Cambridge 1968 (dieses für eine erste thematische Orientierung geeignete Buch findet sich nicht in H.s Literaturverzeichnis).

nachzuzeichnen. Durch diese undogmatische Haltung H.s werden manche numismatischen Fragestellungen von ganz konträren Seiten beleuchtet und bekommen so schärfere Konturen. Das Nachvollziehen der subtilen Argumentationsweise des Autors verlangt freilich einen geduldigen Leser, der aber durch einen fundierten Einblick in die numismatische Methodologie und in den komplexen Quellenwert antiker Münzen reich belohnt wird.

Womit ist der Nutzen eines ‚Sachbuches‘ erkauf?

Klaus Mühl: Felix. Das Sachbuch, Bamberg (c. c. buchner) 2000: ISBN 3-7661-5210-6, ATS 218

und

Peter Kolb: Die Römer bei uns. Juniorkatalog und Sachbuch, München (Museumspäd. Zentrum) 2000: ISBN 3-934554-02-4, DM 22

Christoph Ulf



Felix, das viel benützte Sachbuch, ist ohne jeden Zweifel sehr praktisch zu handhaben. Dies liegt an seiner direkten Relation zum Lateinbuch „Felix“, aber auch an der Aufbereitung des Inhalts: Klare Themen, knappe und somit auch „im Alltag“ verarbeitbare Informationen. 101 derarti-

ger Abschnitte bieten eine Fülle sich machmal auch überschneidender Zugänge zu antiker Lebenswelt. Was soll man – angesichts dieser Vorzüge – an einem solchen Buch noch kritisieren? Es gibt hierfür zwei einfache Gründe. Erstens stellen die vorgestellten Themen eine Auswahl aus einer noch viel weiter reichenden Fülle möglicher Themen dar. Soll diese Auswahl nicht willkürlich sein, dann muss hinter ihr ein Auswahlprinzip oder auch mehrere stehen. Zweitens kann die so praktikable Kurzfassung der ausgewählten Themen nur durch Vereinfachung erreicht werden. Das Vereinfachen von Sachverhalten heißt aber die existierende Vielfalt der Wirklichkeit zu reduzieren. Wenn diese Reduktion ‚sinnvoll‘ sein soll, dann muss sie von übergeordneten Gedanken geleitet sein. Es stellt sich die Frage, ob die Prinzipien für die Auswahl der Themen insgesamt mit der Präsentation der einzelnen Themen in Verbindung steht. Auf den Einleitungen für Schüler und Lehrer/Eltern bietenden Seiten 5-6 finden sich wichtige Feststellungen zur Frage, wonach sich die

grundlegende Auswahl richtet: "Zuerst wollen wir aber nach Rom" – dieses Wollen wird nicht klar unterscheidbar dem Schüler oder dem Erzähler/Herausgeber des Buches in den Mund gelegt. Im Kontext des Satzes bedeutet das die Suggestion, dass weder Griechenland noch Deutschland (Österreich wäre genauso einsetzbar) so wichtig sind wie Rom. Und das erscheint nicht als Willkür: die Römer haben ein großes Reich errichtet, haben es "hinaus nach Germanien und auf den Balkan" ausgedehnt. Imperiale Größe und direkte persönliche Betroffenheit durch diese Größe stellen erste Auswahlkriterien dar. Sie werden ergänzt und dadurch auch abgeschwächt bzw. gerechtfertigt, dass der Blick von der militärischen Stärke und den Schlachten weg auf die Kulturgeschichte verlegt wird. Das Buch soll auch ein "kulturhistorisches Begleitbuch" sein. Mit dem Kulturbegriff wird die Fokussierung auf Rom gewissermaßen im Hintergrund wieder aufgehoben, weil auf diese Weise der Begriff „Antike“ ins Spiel kommt. Dennoch bleibt Rom das Zentrum und Ziel dieser Antike, als ob sich das aus etwas anderem als der Voraussetzung ergeben würde, Latein zu unterrichten.

Das andere, worauf die nie klar ausgesprochene, aber stets indirekt bemühte Rechtfertigung der Fokussierung auf Rom beruht, besteht in einer in längerer wissenschaftsgeschichtlicher Tradition stehenden Idealisierung Roms. Die Basis für die Größe Roms sind seine Werte. Auf sie wird durch die Titel einzelner Themen eingestimmt, die wegen ihres für uns so selbstverständlichen Gebrauchs in ihrer Funktion kaum mehr erkennbar sind. Es heißt "Die römische Familie", "Der römische Tempel", "Die römischen Straßen", "Römische Thermen", "Römische Helden und Frauengestalten" usw., nicht "Die Familie in Rom", "Tempelbauten in der Stadt Rom oder im römischen Imperium", "Straßen im Imperium Romanum" usw. Auf diese Weise wird die Vorstellung einer einheitlichen und auch geschlossenen "ethnisch-römischen" Welt erzeugt. Anderes wird entweder von ihr 'verschluckt' oder ihr als „anders“ oder auch weniger wertvoll gegenübergestellt. Die griechischen Götter werden „bedenkenlos“ mit römischen gleichgesetzt, so auch die Unterwelt in Gestalt von Hades mit Pluto identifiziert. Die unruhigen Germanen werden durch die Römer pazifiziert. Die römischen Truppen müssen "vielfältige Aufgaben" erledigen, um die Romanisierung = Kulturalisierung auch in diesem Raum durchzuführen. Auch die Christen können in diese Welt schließlich integriert werden. All das bewirken die "römischen Werte" *virtus*, *pietas*, *fides*, *iustitia*, *aequitas*, *pax*, *libertas*, die direkt in die christlichen der *fides*, *caritas*, *spes*, *clementia* überleiten. Man sollte sich der Herkunft des Bildes derartiger „römischer“ Werte einerseits im Rom der späten Republik, das seine imperial gewordene Größe auf einer ideal konstruierten Vergangenheit aufbaut, und andererseits in der völkischen und nationalsozialistisch gestimmten

Klassischen Philologie der 30er und 40er Jahre des 20. Jahrhunderts bewusst sein. Denn aus diesen Zusammenhängen lässt sich sein ideologischer Charakter bestimmen.

All das wirkt sich auf die Behandlung der einzelnen Themen direkt aus. Denn die auf diese Weise begründete wertvolle römische Welt ist in sich stabil. Das massive Ausblenden chronologischen Wandels und die Reduktion der Fülle historischer Realität erscheinen als Herausarbeiten des für die Römer „Wesentlichen“. Was das konkret heißt, will ich nur an einigen Beispielen vorführen.

Forum Romanum (S. 10-13): Die angegebene Etymologie von *foris* damit zu verbinden, dass das Forum ursprünglich „draußen“, „außerhalb der Siedlungen auf den sieben Hügeln“, gelegen sei, zeigt nur, dass es nicht darum geht, eine wissenschaftlich korrekte geschichtliche Abfolge zu bieten.¹⁰ Der chronologische Sprung ist dementsprechend groß. Wir landen sofort am Ende der Republik bzw. in der frühen Kaiserzeit. Der in den Plänen vorgenommene Versuch, unterschiedliche Phasen zu markieren, scheitert nicht nur an der – das gesamte Buch auszeichnenden – mangelhaften Qualität der Abbildungen und Pläne. Die an den Beginn gesetzte Ideal-Rekonstruktion bleibt auf jeden Fall als Haupteindruck zurück.

Ein Tag in der römischen Familie (S. 14-15): Der Titel suggeriert, dass es „die römische Familie“ gegeben habe. Welche wird beschrieben? Auch hier so etwas wie ein Idealtyp, auch wenn da und dort kleinere Hinweise auf die notwendigen Differenzierungen (Masse der Römer; Soldaten; Freigelassene; wer es sich leisten konnte; Mittel- und Oberschicht; bis zur Kaiserzeit) gegeben werden. Eine mögliche Alternative: zwei Familien unterschiedlicher sozialer Herkunft im Kontrast zu skizzieren.

Römisches Geld (S. 20-23): Es gibt ein römisches Währungssystem (der augusteischen Zeit), das sich wie in der (schon nicht mehr) modernen Wechselstube einem griechischen Währungssystem gegenüberstellen lässt. Dieses Bild, dass Geld etwas ist, das es immer gegeben hat und das in seiner Bedeutung ganz dem modernen Verständnis entspricht, findet sich auch im Abschnitt *Einkaufen* (S. 8-9), wenn die Leute in Rom seit jeher aufs Forum zu einkaufen gegangen sein sollen. Zudem: Auch Geld ist historisch lebendig und durchläuft tiefgehende Veränderungen. Der Aureus ist für die Kaiserzeit typisch, nicht für die Republik, der Denar ersetzt den Quadrigatus am Ende des 3. Jh., Semis, As und Dupondius verschwinden. Es würde sich lohnen, Medaillons und Kontorniaten zu erwähnen, weil sie einen Ansatzpunkt für einen Einblick in das zu den antiken Wirtschaftsverhältnissen passende Geldverständnis

¹⁰ Vgl. Cornell

bieten würden, wie es auch noch in der Kaiserzeit zu beobachten ist. Es verwundert, dass die unglücklichen Umrechnungen des Werts antiker Münzen in moderne Geldeinheiten nach wie vor möglich sind.¹¹

Der römische – der griechische Tempel (S. 26-29) und *Römische Priester* (S. 30-32): Die alten, einmal vom Volkscharakter abgeleiteten Typisierungen eines römischen und griechischen Tempelbaus fügen sich in das Bild, das von Rom vermittelt werden soll. Dem angeblichen Typ widersprechende religiöse Bauten werden nicht berücksichtigt. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass dem römischen Priester kein griechischer gegenübergestellt wird, wohl deshalb, weil die Priester da wie dort weitgehend gleich zu charakterisieren sind.

Dieser Punkt führt zu einer zweiten Form der Typisierung, nämlich die Antike als Einheit aufzufassen.

Sport und sportliche Wettkämpfe in der Antike (S. 124-129). Bezeichnenderweise wird der Faden für das Thema von Griechenland aus geknüpft. An den Beginn werden "nationale Spiele der Griechen" gestellt – eine Formulierung, die „antiken“ Verhältnissen fundamental widerspricht; der Nationsbegriff, so wie er hier verstanden wird, gehört ins 19. Jahrhundert. Es gehört in das Kapitel der verfälschenden Vereinfachungen, wenn das Jahr 776 v. Chr. als Beginn der olympischen Spiele für ein reales historisches Datum gehalten wird oder wenn die Datierung nach Olympiaden ab diesem Zeitpunkt als gängige Datierungsform ausgegeben wird; sie findet sich zum Teil in der Historiographie (Polybios), aber nicht im „antiken Leben“. Die griechischen olympischen Spiele werden insgesamt zum Paradigma für „die Antike“, deren Verhältnis zu „den Römern“ bleibt ungeklärt. Diese Art der Vereinnahmung der Römer durch eine Antike wird auch in den Abschnitten sichtbar, in denen die *Philosophie* thematisiert wird. Die gesamte Philosophie wird auf Sokrates zentriert und mit ihm verbunden, dass er sich der Ethik zugewandt habe, "also dem Gebiet, das wir heute als das eigentliche Feld der Philosophie betrachten." (S. 206) Verrät so eine Formulierung wenig Kenntnis von dem, was die Philosophie heutzutage leistet, so ist sie auch als Kurzcharakteristik für antikes Philosophieren einfach unrichtig; eine derartige Vereinfachung ist mehr als nur Verzerrung. Zu dem fügt sich, dass der Mythos implizit als nicht logisches Denken qualifiziert wird, aber auch, dass der bekannte *homo-mensura*-Satz des Protagoras in unvollständiger Form zitiert wird (S. 155). Zitierte

¹¹ Rasche Hilfe bieten z.B. die Angaben darüber, was ein Soldat in augusteischer Zeit für seinen Sold kaufen konnte, bei P. Kolb, *Die Römer bei uns*, S. 35.

man ihn vollständig, dann würde rasch sichtbar, dass hier mehr als nur ein Wertproblem angesprochen wird; es geht um ein bis in die Wissenschaftstheorie der Gegenwart aktuelles Erkenntnisproblem.

Die Abschnitte zu den Germanen und zu den Christen zeigen das Grundproblem ganz offen. Die Germanen werden so vorgestellt, als ob es sie „von Anfang an“ als eine geschlossene Stammesgruppe gegeben hätte. Dass es sich hierbei um eine sich von Poseidonios über Cäsar und Tacitus entwickelnde Fremdbezeichnung, d.h. eine von Römern für eine inhomogene Gruppe von Fremden gebrauchte Bezeichnung handelt, fällt unter den Tisch. Nicht nur die Römer und die Antike sind eine klare Einheit, sondern auch die Germanen. Ihre Bewertung muss zwiespältig ausfallen. Einerseits ist Rom der – wertvolle – Bezugspunkt für die Einschätzung der Germanen; sie sind so die Eindringlinge und Zerstörer. Andererseits sind die Germanen „unsere“ Vorläufer und deshalb schimmern auch die als Projektionen zu verdächtigen römischen Urteile über die klare Sozialstruktur der Germanen und ihre Tapferkeit durch die Texte. Der zurecht gegebene Hinweis auf die Instrumentalisierung der Germanen zur Zeit der Nationalstaatsbildung kann das nicht völlig verdecken. Ähnliches zeigt sich bei der Behandlung der Christen. Sie sind einerseits die "unliebsame Sekte", die Nero verfolgte, auf der anderen Seite werden nicht ohne Stolz der Sieg des Christentums festgehalten und die Bauten und die Kunst des frühen Christentums dargestellt.

Wenn man das Sachbuch Felix charakterisieren wollte, dann müsste das – zugegebenermaßen etwas verkürzt – in etwa so lauten: Das Buch blickt aus der Perspektive eines auf eine Stadt (Rom) reduzierten „Staatsvolkes“ (die Römer) auf ein riesiges Imperium, das keine Geschichte im Sinn eines tiefgreifenden Wandels hat, in dem keine andere Bevölkerung außer den Griechen erwähnenswert ist und das auch kein richtiges Ende hat, weil seine Traditionen an die Gegenwart angeknüpft werden müssen. Wer dieses Grundprinzip durchschaut, wird sich vermutlich getäuscht vorkommen. Er wird dann wohl auch für die Argumente nicht mehr zugänglich sein, die es sinnvoll erscheinen lassen, sich mit der ungemein vielfältigen Geschichte und Kultur des Mittelmeerraumes zur Zeit der Antike zu beschäftigen. Und er wird dann auch nicht mehr dafür zugänglich sein, dass für diese Beschäftigung die Kenntnis der Sprachen Latein und Griechisch eine notwendige Voraussetzung ist.

Dieser Gefahr, wegen des Zwanges zur Vereinfachung auf „bewährte“, aber irreführende Muster zur Reduktion der Vielfalt historischer Phänomene zurückzugreifen, ist für das andere „Sachbuch“: *Peter Kolb, Die Römer bei uns. Juniorkatalog und Sachbuch, Museumspädago-*

gisches Zentrum München 2000, aufgrund seiner eingeschränkten Themenstellung nicht gleich groß. Man ist ihr dennoch nicht vollständig entgangen.



Das erste historisch orientierte Kapitel *Die Römer in Deutschland* sieht die Geschichte aus dem Blickwinkel der römischen Machthaber, ohne das zu signalisieren. Die Germanen sind Eindringlinge, gegen die

Cäsar von den Kelten zu Hilfe gerufen wird; Cäsars gallische Kriege sind eine Ausweitung des Gebiets oder nur eine Absicherung, keine regelrechten, aus machtpolitischen Gründen erfolgten Eroberungen. Dieses Bild wird dadurch abgesichert, dass sich die Geschichte meist nur ‚ereignet‘, wie das viel gebrauchte Personalpronomen ‚es‘ anzeigt. Es fehlt ein Hinweis darauf, dass Geschichte von Bedingungen abhängt und nicht nur von einigen wenigen „gemacht“ wird. Hinter all dem steht, wo hat man den Eindruck, die Angst, dass dann, wenn man die römische Ideologie der Macht enthüllt, der Wert der zu Zeiten des Imperium Romanum erbrachten kulturellen Leistungen und der von diesen bis in die Gegenwart führenden Traditionslinien verloren geht.

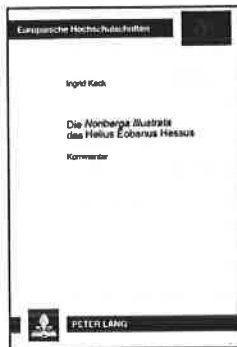
In den anderen Kapiteln hat es der Autor leichter. Es geht nur mehr darum, konkrete Phänomene möglichst klar und leicht fasslich zu beschreiben. Das gelingt sehr gut. Römer und Germanen werden in den Kapiteln *Soldaten in Deutschland, Das Leben in den Provinzen, Wohnen in der Provinz, Handwerk, Handel und Verkehr* in ihrer Alltagswelt kenntnisreich und meist auch differenziert vorgestellt. Vieles was sich hier findet, ließe sich als Ergänzung und Korrektur – einschließlich des guten Bildmaterials und der Rekonstruktionszeichnungen – zum Sachbuch ‚Felix‘ verwenden. Denn was hier auf „Deutschland“ bezogen wird, gilt meist direkt übernehmbar auch für die „österreichischen“ Teile der Provinzen Rätien, Noricum und Pannonien. Wer jedoch noch weitere und vor allem auch präzisere Information sucht, wird gerne zu dem in LATEIN FORUM 43 (S. 63 ff.) besprochenen Lexikon von K.-W. Weeber, *Alltag im Alten Rom*, 2 Bände, Düsseldorf/Zürich 2000, greifen.

Ingrid Keck: *Die 'Noriberga Illustrata' des Helius Eobanus Hessus. Kommentar.*

Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1999, 337 S., 8^e (Europäische Hochschulschriften, Reihe XV, Klassische Sprachen und Literaturen, Bd. 78). ISBN 3-631-34836-3, DM 98

Stefan Tilg

Der zu seiner Zeit als einer der talentiertesten lateinischen Dichter gefeierte deutsche Humanist Helius Eobanus Hessus (1488-1540), im Allgemeinen mit dem Erfurter Humanistenkreis assoziiert, verbrachte eine geraume Zeit seines Lebens (1526-1532) auch als Lehrer an der sog. „Neuen Schule“ in Nürnberg. Es handelte sich bei dieser eben erst 1526 gegründeten Schule um ein v.a. unter der Führung Melanchthons entstandenes Bildungsexperiment. Die Institution sollte im Geist des Humanismus als Zwischenstufe zwischen Lateinschule und Universität auf das Hochschulstudium vorbereiten. Dafür berief Melanchthon eine ganze Reihe hochkarätiger Lehrer wie neben Hessus (für lateinische Poetik und Literatur) z.B. auch Joachim Camerarius (1500-1574; für Griechisch, Latein und Geschichte). Das Experiment scheiterte. Die Schule litt an der geringen Schülerzahl und dem von Hessus und anderen beklagten Bildungsunwillen der Zeit (das Ungleichgewicht zwischen humanistischer Bildung und rein utilitaristischem Denken scheint damals – ‚im Humanismus‘ – mindestens genauso bestanden zu haben wie heute). Dennoch hinterließ Hessus der Stadt als Dank für die großzügige Aufnahme, die sie ihm gewährte, ein



1387 Hexameter umfassendes Lobgedicht, die *Noriberga Illustrata* (1532). Unmittelbares Vorbild war dabei die – allerdings in Prosa verfasste – *Norimberga* (1495) des Konrad Celtis. Hessus' Lobgedicht ist einerseits durch seine Bezüge nicht nur

zu Nürnberg, sondern zur gesamten deutschen Landschaft und dem geistigen Klima der Zeit, andererseits durch die vielfältige Brechung dieser Gegenwart durch antike Muster eines seiner reizvollsten Werke, bedarf aber, um in vollem Umfang verstanden zu werden, tatsächlich eines Kommentars. Das 1998 in Nürnberg als Dissertation eingereichte Buch von Ingrid Keck löst diese Aufgabe vorbildlich und lässt eigentlich keinen Wunsch offen. Eine gut strukturierte Einleitung behandelt in knappen und stets auf Quellen gestützten Kapiteln Leben und Werk des Autors, die Geschichte des Humanismus in Nürnberg, das Schicksal der „Neuen Schule“ sowie die Tradition des Städtelobs von der Antike bis zum

Humanismus. Daran anschließend wird das Wichtigste über Inhalt, Sprache, Stil und Quellen der *Noriberga Illustrata* zusammengefasst. Der eigentliche Zeilenkommentar besticht durch die umfassende und genaue Erklärung philologischer, realhistorischer und geistesgeschichtlicher Zusammenhänge. Besonders hervorzuheben ist das für einen Kommentar dieser Art unerlässliche gründliche Studium der Nürnberger Lokalgeschichte, das sich auch an der umfangreichen eigenen Bibliografie zu Nürnberg am Ende des Buchs ablesen lässt. Auf diese Weise ist ein sehr gewissenhafter Kommentar entstanden, der sich in keinem Bereich eine Blöße gibt. Das Einzige, was man als Kritik anbringen könnte, ist die Tatsache, dass der Kommentar ohne den Text erschienen ist. Es gibt zwar eine ältere und eine neuere moderne Edition¹², die sich aber sicher nicht in allen – auch nicht in allen wissenschaftlichen – Bibliotheken finden. Wenn dafür der zur Verfügung stehende Platz ausschlaggebend war, so hätte man auf die der Zeilenkommentierung jeweils vorangestellten Einleitungen zu den 31 Kapiteln der *Noriberga Illustrata*, die im Wesentlichen nichts anderes als eine Zusammenfassung des Texts bieten, zugunsten des Texts selbst leicht verzichten können. Dieses Manko der Konzeption soll die herausragende Leistung des Kommentars aber keinesfalls schmälern!

Thomas Fischer: *Die Römer in Deutschland.*

Stuttgart (Theiss) 1999. 192 S., ISBN 3-8062-1325-9, ATS 577

Florian Müller

Thomas Fischer, nach Tätigkeiten beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und bei der Prähistorischen Staatssammlung in München, seit 1992 Professor für die Archäologie der römischen Provinzen an der Universität Köln, arbeitet, nach der Herausgabe einer Reihe von Monografien und Artikeln zur provinzialrömischen Archäologie¹³, in diesem Buch die neuesten Ergebnisse der archäologischen Forschung zur wechselvollen Geschichte der Römer in Deutschland

¹² Neff, Joseph (Hg.): *Helius Eobanus Hessus. Noriberga Illustrata und andere Städtegedichte.* Berlin 1896 (Lateinische Litteraturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts 12). – Vredfeld, Harry: *Helius Eobanus Hessus: Dichtungen, Lateinisch und Deutsch.* Bd. 3 (1528-1537), Bern u.a. 1990.

¹³ Als Beispiele seien nur angeführt: FISCHER Th., DIETZ K., *Die Römer in Regensburg*, Regensburg 1996; FISCHER Th., ULBERT G., *Der Limes in Bayern*, Stuttgart 1983; FISCHER Th., *Die römischen Provinzen. Eine Einführung in ihre Archäologie*, Stuttgart 2001.

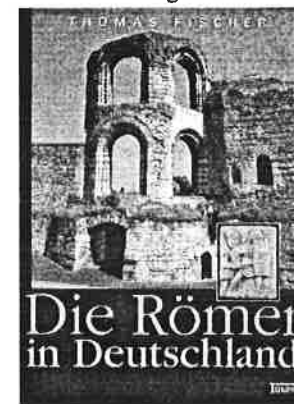
zusammenfassend für eine interessierte Öffentlichkeit auf.

Dabei gelingt es ihm, zum einen chronologisch die historische Entwicklung vom 1. Jh.v.Chr. bis hinein ins Frühmittelalter darzustellen, zum anderen dabei aber auch immer an passender Stelle in kleinen Kapiteln anhand von Denkmälern und Bodenfunden auf spezielle Teilgebiete des römischen Lebens in der Provinz einzugehen.

- Nach einer allgemeinen Einführung und einem kurzen Überblick über die Zeit der Kelten und Germanen vor der Ankunft der Römer (S. 6-18), widmet Fischer sein erstes großes Kapitel der Zeit der Eroberung und dem Beginn der römischen Herrschaft unter Caesar und Augustus, geht dabei zudem auch auf militärische Komponenten (römische Armee, Kastelle) und die Situation der einheimischen Bevölkerung in der Provinz ein (S. 19-57).

- Im zweiten, umfangreichsten Abschnitt mit dem Titel „Die Blütezeit der römischen Kultur“ beschreibt der Autor das Leben in der römischen Provinz. Von Verwaltung, Siedlungsformen, Verkehrsnetz, Münzsystem, Romanisierung bis hin zu Göttern, Kulte, Totenbräuchen und Jenseitsvorstellungen erstreckt sich der Bogen der behandelten Themen (S. 58-127).

- Danach folgt ein kleineres Kapitel über die



Unruhen und Katastrophen im 3. Jh. (S. 128-138), dem sich ein Überblick über die Situation in der Spätantike bis zum Zusammenbruch der römischen Herrschaft in Germanien anschließt. Auch hier wird auf Kultur, Wirtschaft und Siedlungen, aber auch wieder verstärkt auf militärische Aspekte

(Heeresreform, Tracht und Bewaffnung, Befestigungen,...) eingegangen (S. 138-167).

- Einen letzten Ausblick ins frühe Mittelalter von Franken, Alamannen und Bajuwaren gewährt das letzte Kapitel (168-175).¹⁴

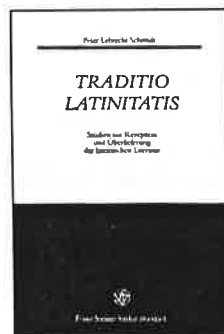
- Im Anhang werden einige ausgewählte Museen und Geländedenkmäler - z.T. auch mit Kontaktadressen und Telefonnummern - angeführt (S. 176-187). Abgerundet wird das Werk durch ein Schlagwortregister (S. 188-191) und ein, allerdings für an weiterführender Literatur Interessierte etwas zu wenig umfangreiches Literaturverzeichnis (S. 191 f.).

¹⁴ Vgl. hierzu auch: FISCHER Th., *Römer und Bajuwaren an der Donau. Bilder zur Frühgeschichte Ostbayerns*, Regensburg 1988.

Abschließend bleibt zu sagen, dass das Buch die wichtigsten Aspekte römischer Geschichte auf deutschem Boden umfassend, auf aktuellem wissenschaftlichen Stand und trotzdem gut lesbar darstellt. Zudem tragen die zahlreichen Farbabbildungen, Karten, Pläne und Rekonstruktionszeichnungen in dem großformatigen Sachbildband das Ihrige zu einem besseren Verständnis der Römerzeit in Deutschland bei.

Peter Lebrecht Schmidt: *Traditio Latinitatis. Studien zur Rezeption und Überlieferung der lateinischen Literatur*, hg. von Joachim Fugmann, Martin Hose und Bernhard Zimmermann, Stuttgart (Steiner) 2000, 378 S., ISBN 3-515-07663-8, ATS 1371

Florian Schaffenrath



1998 schied der Konstanzer Latinist Peter Lebrecht Schmidt aus seiner Professur aus. Aus diesem Anlass stellten Fugmann, Hose und Zimmermann eine Sammlung Kleiner Schriften zusammen, die 24 Beiträge aus den drei wichtigsten Forschungsgebieten des Gelehrten umfassen: 6

Artikel behandeln Fragen der Textkritik und der Überlieferungsgeschichte, 9 Beiträge widmen sich der Rezeptionsgeschichte und mit Mittel- und Neulatein setzen sich die abschließenden 9 Artikel auseinander. Lediglich Schmidts Forschungen aus dem Bereich der Wissenschaftsgeschichte wurden etwas vernachlässigt, auf sie verweist das Schriftenverzeichnis (S. 372-378), das nach Jahren fortschreitend von der Dissertation 1959 bis zu einem Aufsatz über lateinische Herrscherpanegyrik 1999 insgesamt 83 Lemmata umfasst. Schmidt wurde 1933 in Dessau geboren, trat die Flucht aus der DDR an und studierte dann in Tübingen und Freiburg. Seine Dissertation beschäftigt sich mit Ciceros Werk *de legibus*. Über Kiel gelangte er schließlich nach Konstanz, wo er seit 1973 als Professor für Latinistik wirkte. Es ist hier weder Raum, noch wäre es sinnvoll, die einzelnen Aufsätze kurz nachzuzeichnen, daher sei stellvertretend ein Beitrag herausgegriffen: Im zuerst im Gymnasium 88 (1981) erschienenen Artikel „Die Humanistenzeit in der Schullektüre am Beispiel von Petrarca“ (hier S. 259-273) beklagt sich Schmidt zunächst darüber, dass P(etrarca)s lateinisches Oeuvre zu wenig bekannt sei, wenn überhaupt, so kenne man die Besteigung des Mont Ventoux (fam. IV 1) Es wäre wünschenswert, wenn zumindest ein neulateinischer Text in den Schullektürekanon aufgenommen würde, wo es bisher nur zu Erasmus, zu Thomas Morus und zu

Reuchlin fachdidaktische Angebote gäbe. Für Petrarca müsste man zuerst die Texte sichten, kritische Editionen fehlten oft. 20 Jahre nach Erscheinen dieses Aufsatzes sind wir, was den Einsatz von neulateinischer Literatur im Lateinunterricht betrifft, in einer viel glücklicheren Lage: Die Durchsicht der letzten Nummern des AU genügt, um ein reichhaltiges Angebot an nichtantiken Texten zu erhalten.¹⁵ Auch P.s Schriften sind um einiges leichter zugänglich als noch 1981.¹⁶

P. habe sich in allen antiken Gattungen versucht, eine vergleichende Lektüre – etwa *de otio* von Seneca und P. – lasse den modernen Menschen zum Vorschein kommen. Durch eine neulateinische Lektüre werde eine sprachlich-literarische Kontinuität deutlich, die Latein als „diachrones Medium der Kommunikation und ästhetischen Bewältigung der Realität“ zeige. Alles in allem ein mehr als gelungener Band, der nie darum verlegen ist, die hohen Ansprüche, die er an die Beschäftigung mit späteren lateinischen Texten stellt, selbst einzulösen.

Niklas Holzberg: *Der antike Roman. Eine Einführung*, Düsseldorf/Zürich (Artemis und Winkler) 2001, 174 S., ISBN 3-538-07115-2, ATS 364

reinhard senfter

I. Eines gleich vorweg: Niklas Holzbergs Einführung erfüllt die für diese Textsorte geltenden Erwartungen in überzeugender Manier: „Lector intende: laetaberis“ - „Leser, pass auf, du wirst Spaß daran haben“ (APULEIUS, Met. I,1). Der „leicht fassliche Überblick“ (S.9) ist das auch für Leser ohne „besondere Sprach- und Literaturkenntnisse“ (S.56). Das zerklüftete Terrain des antiken Romans wird übersichtlich kartographiert, die erwünschte Information kompakt gebündelt, die Kompetenz des Verfassers beeindruckt. Seine Diktion ist gefällig, manchmal lebhaft, und hilft so dem nicht-philologischen Leser durch spröde, wenn auch von Gelehrsamkeit getränkte Partien. Daher schließen wir uns leichten Herzens dem Urteil des renommierten Journal of

¹⁵ Das Gesamt-Register des AU der Bände XXI-XXX (1978-87) verzeichnet unter Punkt 5.3.7.2. „Neulatein“ 22 Einträge. Seither sind die Arbeiten nicht mehr abgerissen. Zu Petrarca cf. Schmidt, P.L.: „Petrarcas Korrespondenz mit Cicero“ in: AU 1978/1, p. 30-38.

¹⁶ Aus jüngster Zeit: Neumann, F. (trad.) Francesco Petrarca. Epistolae familiares XXIV. Vertrauliche Briefe, Mainz 1999; Widmer, B. (ed.) Francesco Petrarca. Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises. Ausgewählte Briefe, Basel 2001.

Hellenic Studies an, das auf der Rückseite des farblich gefällig gecoverten libellus abgedruckt ist, „...that there is simply no better book in any language to put in the hands of a student (or colleague) venturing into the field of ancient fiction for the first time“.

II. Die Neuauflage dieser 1986 erstmals erschienenen und für die englische bzw. holländische Ausgabe (1995/98) überarbeiteten Einführung ist - so der Verfasser - „im Grunde ein neues Buch geworden“ (S.8), und zwar unter dem Druck einer veritablen Lawine von Publikationen zum Thema, die durch die fast gleichzeitig mit Holzbergs erster Auflage veröffentlichte Studie von John J. Winkler losgetreten worden war. Winklers „eine neue Epoche in der Forschungsgeschichte einleitendes“ (S.8) Buch zu APULEIUS lancierte ein Genre, das die Altphilologen bislang nicht zu umfassender Aufarbeitung gereizt hatte. Diese „Wende“ wird in den Literaturhinweisen des Holzbergschen Büchleins unübersehbar dokumentiert: Nimmt man den Ausstoß an Sammelbänden, Monographien, Aufsätzen und Kolloquien innerhalb von knapp drei lustra zum Maßstab, dann dürfte auf der Flur, die von der bahnbrechenden Monographie des NIETZSCHE-„Freundes“ Erwin ROHDE (Der griechische Roman und seine Vorläufer, 1876) ein Jahrhundert lang beinahe allein bestellt wurde, so schnell kein Gras mehr wachsen, ohne dass es dem einschlägig Interessierten zu Gehör gebracht würde. Aus dem vielstimmigen Chor der „novel people“ (S.8) all over the world hat Niklas Holzberg dankbar das für eine Einführung Unerlässliche herausgefiltert. Der schnelle Wandel von „einmal für gültig gehaltenen Lehrmeinungen“ (S.8) in den turbulenten Jahren der Neuentdeckung des antiken Romans hat auch vor dem Verfasser nicht Halt gemacht, wie er am Ende des Kapitels zu den Metamorphosen des APULEIUS schmunzelnd eingesteht: „... nachdem ich zunächst nur der Aufforderung der Vorrede gefolgt war, den Roman einfach unterhaltsam und lustig zu finden“ - „Lector intende: laetaberis“ (s.o.) -, wechselte Niklas Holzberg, nachdem er sich erneut auf die Eselsperspektive des verzauberten Lucius eingelassen hatte, auf die Seite derjenigen Leser, die aus APULEIUS eine „ernsthafte philosophische und religiöse Aussage“ vernehmen wollten, um den Roman jetzt (ca. 2000 n. Chr.) doch wieder ausschließlich als „lustig“ zu rezipieren: „Aber am Ende liegt das daran, daß man bei allzu häufiger Lektüre der Metamorphosen sich selbst, ohne es zu merken, allmählich in einen leichtgläubigen Esel verwandelt“ (S.114).

III. Auf knapp 130 Seiten, gegliedert in fünf Kapitel, werden zunächst die typischen Elemente der Gattung, deren Entstehung, Inhalte und

Vorbilder, Grenzen und „Ausfransungen“ (cf. fringe novels, S.23ff), dargestellt und ein Überblick über die als Personen fast immer unfassbaren Autoren, die (oft sehr fragmentarisch und nur auf Papyrus) erhaltenen Texte und ihre zweifelhafte Datierbarkeit geboten. Dann widmet sich Niklas Holzberg mit Verve den (fünfzehn) vorliegenden Texten, die er in drei Etappen abhandelt: „Der idealisierende Roman: Ältere Texte“ (von CHARITON bis ANTONIUS DIOGENES), „Der komisch-realistische Roman“ à la PETRON und APULEIUS und „Der idealisierende Roman: Jüngere Texte“ (vom Herpyllis-Roman bis zu HELIODORs Aithiopia). Ein Personen- und Sachregister und die erwähnten stattlichen Literaturhinweise beschließen die Einführung. Was der



neugierige Leser in ihr vielleicht vermissen wird, das weiß Niklas Holzberg selbst am besten, wenn er in den letzten Zeilen die „Rezeption des antiken Romans“ anspricht. Federico FELLINIs filmisch eigenwilliges Satyricon (1969) ist dazu vielleicht eine naheliegende Assoziation, MOZART ließ sich für die Zauberflöte auch von HELIDOR anregen und Wilhelm Raabes Erzählung Hastenbeck, die im Siebenjährigen Krieg spielt, beschwört das Liebespaar des LONGOS, Daphnis und Chloe, als Bild der (auch damals) utopischen Hoffnung auf eine friedfertige Welt (cf. M. Giebel). Das wichtige Thema sollte sich - so Holzberg - nicht in der „Auflistung von Autoren, Titeln und Daten“ erschöpfen und daher „lieber in einer eigenen Monographie behandelt werden“ (S.142). Wir gehen also in Warteposition und vertreiben uns die Zeit unterdessen damit, das weite Feld der (semi)fiktionalen Prosa zu erkunden, wo zwischen „Alexander-Roman“ und Apokryphen Apostelakten, Aithiopia und Babyloniaka, zwischen PETRONs Satyricon und LUKIANs Wahren Geschichten nicht alles Roman ist, was so heißt, und umgekehrt. Denn der Roman als klar definierte Gattung ist ein neuzeitliches Produkt, dessen Aufstieg zu einer ernstgenommenen und breit rezipierten Kunstform bekanntlich endgültig erst im 17. und 18. Jhd. stattfindet. Für die Antike fehlt ein Text, den man mit Sicherheit als ersten Roman ansehen könnte, „Angaben der Autoren zu ihrer Person, der literarischen Tradition und der Intention ihrer Werke gibt es so gut wie keine, und eine antike Gattungstheorie existiert ...überhaupt nicht“ (S. 43), sieht man von kleinen Hinweisen bei MACROBIUS (um 400 n.Chr.) ab, der in seinem Kommentar zu Ciceros Somnium Scipionis die Gattung so beschreibt: „argumenta fictis casibus amatorum referta, quibus vel multum se Arbitr exerceat vel Apuleium nonnumquam lusisse miramur“. Und wie bei APULEIUS steht auch für MACROBIUS die Unterhaltungsfunktion im Vordergrund: „tantum conciliandae aurium voluptatis“ (cf. v. Albrecht, S.965).

Der für die hier angesprochenen Schriftsorten verwendete Terminus "Roman" ist eine mehr oder weniger gut gesicherte Hypothese über das Resultat, zu dem die antike Literaturkritik gekommen wäre, "wenn sie sich zu einer Auseinandersetzung mit diesen Texten herbeigelassen hätte" (S.40). Dementsprechend mühsam gestaltet sich die Sichtung und Gewichtung aller Prosaerzählungen bzw. ihrer Fragmente und indirekten Überlieferungen, die irgendwie "Romanhaftes" im modernen Sinn enthalten, zu denen z. B. auch die phantastischen Reiseberichte eines "IAMBULOS", teilweise fikionalisierte Biographien wie XENOPHONS Kyropädie und die Historia Apollonii regis Tyri gehören, oder Antonios DIOGENES' Die Wunderdinge jenseits von Thule, eine wahrscheinlich einzigartige "Mischform aus idealisierendem und komisch-realistischem Roman, den wir nur aus einer Inhaltsangabe und wenigen Papyrusbruchstücken kennen" und dessen Verlust Holzberg als den "bedauerlichsten auf dem Gebiet der uns nicht direkt überlieferten Texte der griechischen Erzählliteratur" beklagt (S.79). Nach gründlicher Abwägung gelangt der Verfasser zu einer Definition, der man es ansieht, dass der "antike Roman" schwer in den Griff zu bekommen ist: Dieser sei also "... eine frei erfundene längere Prosaerzählung, in der erotische Motive und eine Serie von meist auf Reisen erlebten Abenteuern, bei denen sich bestimmte Typen unterscheiden lassen, das Geschehen beherrschen. Die Protagonisten bzw. der Protagonist agieren in einer als real existierend dargestellten Welt, die, auch wenn das Geschehen in einer für Autor und Leser vergangenen Zeit spielt (was in mehreren Texten, aber nicht immer der Fall ist), im Wesentlichen die Erfahrungswelt der frühkaiserzeitlichen Gesellschaft des Mittelmeerraumes widerspiegelt. Das Menschenbild entspricht entweder einer idealisierenden oder einer komisch-realistischen Sichtweise" (S.40f).

IV. Gleich zu Beginn der Einführung macht uns Niklas Holzberg ausführlich mit dem "stereotypen Handlungsschema" der meisten Romane vertraut (S.12-16), und das mit gutem Grund, ist doch die "Bekanntheit mit diesem Schema eine wichtige Voraussetzung der Interpretation" (S.12). Als Paradebeispiel fungieren die Ephesiaka des XENOPHON von Ephesos: Sie veranschaulichen den griechischen Standard-plot, der den durch die Romane der letzten beiden Jahrhunderte verwöhnten heutigen Leser höchstens durch seine Schlichtheit beeindrucken kann. Das an die Trivialität bzw. die (an sich schon beglückende) Glücksverheißung der geläufigen soap-operas erinnernde Stereotyp besteht im möglichst lange - idealiter unendlich - hinausgezögerten Aufschub des (den Leser) erlösenden Happy-Ends, das ein junges, hübsches, sympathisches und tugendhaftes Liebespaar in jeder Hinsicht (wieder)vereint: boy

und girl werden einer Serie von exotischen Gefahren und erotischen Versuchungen ausgesetzt, trotzen auch schlimmster Erniedrigung, die Ideale von Treue und Enthaltsamkeit heroisch verteidigend, sie bewähren sich zu Wasser und zu Lande, in Krieg und Frieden, und begünstigt von wundersamen Umschwüngen und hilfreichen Gottheiten, denen ihr Schicksal erfreulicherweise nicht gleichgültig ist, laufen sie nach endlich, endlich, aber gattungsgemäß in aller Stille vollzogener Hochzeitsnacht in den Hafen ewiger Ehe&Treue ein - wie Zarathustras Seele - so NIETZSCHE - zur "Stunde des vollkommenen Mittags": "Wie ein Schiff, das in seine stillste Bucht einlief: - nun lehnt es sich an die Erde, der langen Reisen müde und der ungewissen Meere. Ist die Erde nicht treuer? ... Oh Glück! oh Glück! Willst du wohl singen, meine Seele? Du liegst im Grase. Aber das ist die heimliche feierliche Stunde, wo kein Hirt seine Flöte bläst. - Scheue dich! Heisser Mittag schläft auf den Fluren. Singe nicht! Still! Die Welt ist vollkommen" (KSA 4, 343).

V. Nicht nur dem inhaltlichen Aspekt wird der angemessene Raum zugeteilt, auch die Sensibilisierung für formale Details kommt nicht zu kurz. Sie muss naturgemäß im Elementaren verbleiben, da es eine Einführung nicht gestattet, die Texte im griechischen und lateinischen Original vorzuführen. Trotz der gebotenen Kürze bekommt man Lust auf die Texte selbst, z. B. auf HELIODORS Roman, der "nicht nur den Höhepunkt der Gattung im Bereich Erzählkunst, sondern auch das Ende markiert" (S.142), wenn uns Niklas Holzberg auf die für antike Verhältnisse sensationelle (filmische) Schnittfolge in den beiden ersten Sätzen der Aithiopika aufmerksam macht, und die kunstvolle "Verrätselung der Handlung" rühmt, die "in jüngster Zeit zum beliebten Forschungsobjekt subtiler narratologischer Untersuchungen geworden ist" (S.134). Oder man ist versucht, sich wieder einmal - der oben angedrohten VerESELung zum Trotz - der formalen Virtuosität des APULEIUS von Madaura zu versichern, dessen "stilistische Wandlungsfähigkeit", so Holzberg, "gewissermaßen auch zu den Metamorphosen (gehört), die das Thema des Romans sind" (S.106), der nach dem aktuellen Stand der Forschung vom "lector scrupolosus" (S. 110) nunmehr auch als dreiste Demolierung ehrenwerter religiöser Rituale gelesen werden darf. Möglich wird das durch den "Bruch" zwischen den ersten 10 Büchern des Werkes und dem 11. Buch, in dem der tumbe Ich-Erzähler Lucius (und der nirgends darauf vorbereitete Leser) post festum aus dem Munde eines Isis-Priesters erfahren, die Verwandlung in Eselsgestalt sei kein Betriebsunfall in Ausübung der weißen Magie, sondern die Bestrafung für Lucius' 'sklavische Lüste' gewesen - "damit wird offenbar auf die Liebesnächte mit der Sklavin Photis angespielt - und seine Neugier auf magische

Künste" (Holzberg, S.108). Letztere büßen plötzlich die Harmlosigkeit ein, die sie bei einer ersten Lektüre der Bücher 1-3 haben, und geraten in den Verdacht, sich über "religiöse Einweihungsriten" lustig zu machen (S.108): So ist, "wer die Intratextualität zwischen Buch 1-3 und Buch 11 im Sinne einer Abwertung der Neugier auf Zauberei gegenüber der Verehrung der Isis liest - zumindest bei der zweiten Lektüre der Metamorphosen - nicht überrascht, wenn Lucius durch die Worte des Isispriesters als religiöser Frevler hingestellt wird" (S.109). Für eine solche lectio spricht auch der Befund, "daß Lucius dem 'Übernatürlichen' mit größter Naivität begegnet: Er unterzieht sich der Einweihung in die Isis- und Osirismysterien (am Schluss) mit derselben Leichtgläubigkeit wie der Einweihung in die Magie (am Anfang des Romans)" (S.112). Die durch ihre schiere Gedankenlosigkeit entwaffnende Indifferenz dieses antiken Simplicissimus nivelliert das Gefälle zwischen Hexenzauber und Gottesdienst - und signalisiert damit dem Leser: Alles nur Hokuspokus!

VI. Was das soziologische Profil der Primärleser betrifft, hat sich die Ansicht durchgesetzt, dass "es dieselben Leute waren, die sich einen Chariton und einen Thukydides kauften" (S.55). Damit ist das seit Ben Edwin Perry (1967) geltende Dogma obsolet, das einen typischen Konsumenten für den als eher "trivial" eingestuften Roman postulierte, "ein denkbar breites mittelständisches Publikum mit geringem geistigen Anspruch und desto größerem Bedürfnis nach einem profanen Erlösungsmythos" (S.55). Die Analogie zur modernen Teilung in E(mste)- und U(nterhaltungs)-Literatur mit einem hohen Frauenanteil unter den Konsumenten von "Arztromanen" oder Rosamunde-Pilcher-Romanzen wird ausdrücklich fallengelassen. Vielleicht zu Unrecht. Für ein spezielles Romanpublikum könnte die starke Profilierung der Frauenfiguren als "höchst aktive Persönlichkeiten" sprechen, "während der Mann mitunter eher blaß wirkt" (Marion Giebel) sowie der unverwechselbare Mix aus Exotik und Erotik, aus Herz-Schmerz und Harmoniebedürfnis. Man hat an den Akteuren und Aktionen der Romane eine Aufwertung des privaten Lebens, insbesondere von Liebe und Ehe, ablesen wollen, und einen Reflex der größeren Freiräume, die sich starke und selbstbewusste Individuen gegenüber den Zwängen der "großen" Politik herausgenommen hätten (cf. Marion Giebel). Diese These war allerdings davon ausgegangen, dass der (idealisierende) Roman im Hellenismus zu verorten sei, und die LeserInnen vor der politischen Unbehaustheit und dem unwirtschaftlichen öffentlichen Raum der Diadochenmonarchien in die Geborgenheit der privacy und in die prickelnde Traumwelt eskapistischer Romane entweichen wollten.

Inzwischen gilt jedoch als gesichert, dass die ältesten erhaltenen Romane, CHARITONS Kallirhoe und der Ninos-Roman, "frühestens in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. verfaßt wurden" (S.54) und das Genus seinen "Nährboden" in der Stadtkultur Westkleinasiens hat (S.60) und "sehr wahrscheinlich ein Produkt der in etwa 50-250 n. Chr. anzusetzenden geistigen Epoche der Zweiten Sophistik" ist (S.54). Diese These beherrscht seit Simon Swains Buch Hellenism and Empire: Language, Classicism and Power in the Greek World, AD 50- 250, 1996 die Diskussion (cf. Holzberg: S. 58ff). Swain liest die (idealisierenden) Romane als kulturkämpferische Schriften, denen es um die "gezielte Reproduktion von Griechenlands großer Vergangenheit" gehe, ein Programm, das sich die universal gebildeten Fest- und Wanderredner vom Kaliber eines PLUTARCH, DION v. PRUSA, AELIUS ARISTIDES oder LUKIAN auf ihre Fahnen geheftet hätten. Dieser Selbstbehauptungsgestus der urbanen griechischen Intelligenz lasse sich bis in die narrativen Strukturen hinein nachweisen, besonders signifikant im Stereotyp vom bedrohten griechischen Liebespaar, das sich aus allen Notlagen befreit, die "stets auf dem Land" und unter Barbaren (als dem Gegenbild zur "zivilisierten" Polis) virulent werden. So werde dem Leser "spannend und anschaulich zugleich demonstriert, wie Griechentum sich überall in der Fremde behauptet" (S.59). Dagegen sei - einfach zum Nachdenken - eingewendet, ob die hier gemeinten Kämpfe mit Räubern, Piraten und begehrliehen Nebenbuhlern und Buhlen, die schaumgebremst im Raum des Märchens und wie unter Anführungszeichen "spielen", und von ätherischen beautiful people aus gutem Haus und nicht aus Fleisch und Blut ohne Schramme überstanden werden, weil die (für immer) jungen Menschen an nichts anderem zu tragen haben als an der Gewissheit ihrer unausweichlichen Vereinigung durch Ehe, Familie und Besitz, ihrem "von nun an nicht mehr gefährdeten Dasein als Verheiratete" (Holzberg, S.60), kurzum, ob diese Ingredienzien nicht zu leicht(sinnig) und luftig sind für die Last der ihnen aufgebauchten Ästhetik des Großen Griechischen Widerstands gegen "jede Art Barbarentum"?

VII. Lesen wir mit diesem Zweifel im Ohr den zur "unvergänglichen Weltliteratur gehörenden Roman des LONGOS" (S.133), wie ihn GOETHE begeistert pries, auch weil der Olympier den "kleinen" erotisierenden Unterschied dieser Art von Bukolik zu der notorisch-jungfräulichen des von ihm so genannten "guten Vergil" (S.131) naturgemäß herausgehört hatte: "Immer blauer Himmel, die anmutigste Luft und ein beständig trockener Boden, so daß man sich überall nackend hinlegen möchte...".

Daphnis und Chloe, diese beiden "Kinder der Zukunft" (W. Reich), die gesund, weil im

eigentlichen Sinn des Wortes un-erzogen, d. h. von den leiblichen Eltern getrennt und von Ziege bzw. Schaf gesäugt worden sind, befinden sich vier Bücher lang auf der Suche nach der Verwirklichung der höchsten Wollust, sie kommen nur wie in Zeitlupe von einem Kuss zum nächsten Kuschneln, und das Allerheiligste scheint ihnen überhaupt verwehrt: "Sie litten und sehnten sich nach etwas, wußten aber nicht, wonach" (1.22. 4). Die beiden vollendet wohlgeformten Verliebten wollen lieben, allein wie kann Fleisch werden, was sie bis zur Unerträglichkeit, aber unaussprechlich empfinden? Daphnis, von Sehnsucht gepeinigt: "Aber ich getraue mich nicht, sie zu küssen; denn der Kuss verwundet mein Herz und macht mich rasend wie junger Honig" (1. 25. 2). Chloe: "Wäre ich doch seine Flöte, damit ich seinen Hauch in mich aufnehme! Oder eine Ziege, damit ich von ihm geweidet würde!" (1.14.3). Ein mitleidiger Hirte kommt den mit Leib und Seele Schmachttenden zu(r Ersten) Hilfe und gibt ihrer ahnungsvollen Leidenschaft als erster den Namen: "Gegen die Liebe ist kein Kraut gewachsen, gegen sie hilft kein Trank, keine Speise, nichts, was in Zaubersprüchen gemurmelt wird, sondern nur Kuß und Umarmung und nackt beieinanderzuliegen" (2.7.7). Das heißt, zusammen liegen, ja, "nackt" bis zum Vergehen, ja, aber unvereinigt - das erinnert schmerzlich an den Zustand des mythischen Paares Hippomenes und ATALANTE nach der brutalen Bestrafung für ihren übereilten concubitus Veneris im Tempel, die in ein Löwenpaar verwandelt und zu einem Gespann verdammt werden, in dem sie nebeneinander bleiben und sich nicht mehr vereinigen können - und beim (wie immer variierten) Beieinanderliegen bleibt es für unser Hirtenpaar bis zum letzten Absatz des Romans. Da "tat Daphnis, was Lykainion ihn gelehrt hatte, und erst jetzt lernte Chloe, daß alles, was sie einst am Waldrande getrieben hatten, nur Hirtenspiel gewesen war" (4.40.3). (Daphnis hatte in 3.18.3 gründlichen Nachhilfeunterricht bei einer jungen Frau aus der Stadt namens Lykainion erhalten). Oder mit den Worten einer Frau: "Daphnis und Chloe treten statt einer Reise übers Meer eine Seelenreise ins Reich des Eros an, des großen Gottes der Natur, der Lebens- und Liebeskraft. Das Paar wird Schritt für Schritt in die Mysterien des Gottes eingeweiht, wobei, nach dem unverbrüchlichen Gesetz des griechischen Romans, der Höhepunkt der Hochzeitsnacht vorbehalten ist und nur zart angedeutet wird" (Marion Giebel).

Niklas Holzberg seinerseits räumt ein, dass die "an infantile 'Doktorspiele' erinnernden" vergeblichen Versuche des griechischen Pärchens, ihre, wie er es nennt, "sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen", nicht nur "ungemein komisch", sondern auch "erotisch stimulierend, ja obszön" (S.132f.) seien, allerdings "vor allem" für den Voyeurismus "des zeitgenössischen Bürgers der städtischen Oberschicht", der sich an der ländlichen

Unverdorbenheit der ahnungslos-glücklichen und in seinen Augen reizend-unbedarften Verehrer von Nymphen, Pan und Eros weiden konnte, die im Rhythmus der Jahreszeiten und wo "die Äpfel voll Liebeslust zur Erde fallen" (1.23.2) mit "jungen Ziegen und Hündchen leben" (H: Schreiber). Vielleicht aber wurden auch die zeitgenössischen Gehirnmenschen einer herbstlichen Zivilisation, die sich, keinen Grund mehr unter den Füßen, keinen Himmel über dem Kopf, in urbaner Frustration und korrupter Sexualität hektisch langweilten, von LONGOS' schwerelosem Entwurf einer anmutigen Welt seelenvoller Arglosigkeit bezaubert, in der das Gute siegt, Treue belohnt wird und für immer schönes Wetter ist; von einem Meisterwerk unsentimentaler Einbildungskraft, das "so schön sei, daß man den Eindruck davon, bei den schlechten Zuständen, in denen man lebt, nicht in sich behalten kann, und daß man immer von neuem erstaunt, wenn man es wieder liest. Es ist darin der hellste Tag..." (GOETHE, zitiert nach H. Schreiber).

Zurück zu Niklas Holzbergs Bemerkung: "Erotisch stimulierend", ja, wenigstens in der kleinen Szene, in der Daphnis von der erfahrenen Städterin in die Liebe eingeführt wird: "Wie er sich nun hingezogen und sie geküßt hatte und neben ihr lag, fühlte sie, daß er zur Tat gerüstet sei und von drängender Liebeslust glühe; da richtete sie ihn aus der Seitenlage auf, schob sich geschickt unter ihn und führte ihn auf den so lange gesuchten Weg" (3.18.4). - "Obszön" aber meiner Meinung nach nie und nimmer, zumal die Reinen Liebenden, die wie Adam und Eva vor dem Sündenfall durch das Paradies der Sinne taumeln, keine Sekunde lang lüstern sind, auch wenn sie das Standbild des Pan, der personifizierten Lüsternheit, innig verehren. Darin sind sie eine utopische Vorwegnahme der gesunden, sprich: nicht mehr sexualfeindlich erzogenen "Kinder der Zukunft" - so nannte WILHELM REICH ein 1950 ins Leben gerufenes, langfristiges Forschungsprojekt, bei dem "präzisere Kenntnisse über den Prozeß der Charakterbildung bei solchen Kindern gewonnen werden sollten, denen die Fähigkeit zur Selbstregulierung nicht erzieherisch zerstört wird" (Laska, S.84). Es gebietet Daphnis und Chloe - zu ihrem Glück - an den Voraussetzungen zur Reflexion ihrer körperlichen Regungen, für die ihnen die Worte fehlen, geschweige denn Lusttotschlagtermini wie "sexuelle Bedürfnisse": "In diese tastenden Liebespiele mischt sich nicht die Spur des Gedankens, etwas Verbotenes zu tun, ein Verbrechen zu begehen. Junge Herzen versuchen, ihr Bedürfnis nach Liebe mit der Reinheit einer Seele zu befriedigen, die noch nicht durch Schuldlosigkeit vergiftet ist. Ihr glücklichen Kinder, wer wünschte nicht, so zu sein wie ihr?" (La Mettrie, Die Kunst, Wollust zu empfinden, S.26). Diese Befindlichkeit diesseits von Gut und Böse zeigt sich - für uns naturgemäß nur noch auf belustigende Weise -, als Gnathon, der Parasit des

jungen Herrn (und Besitzers von Daphnis und Chloe bzw. ihrer Herden), der vor Geilheit im landläufigen Sinn zu platzen droht (4.16.3), den "hübschen Jungen" Daphnis bittet, "er möge ihm seinen Rücken leihen, so wie Ziegen den Böcken. Da Daphnis ihn nur langsam verstand und sagte, es zieme sich wohl, daß Böcke die Ziegen besprängen, man habe aber noch nie gesehen, daß der Bock einen Bock oder ein Widder statt der Schafe einen anderen Widder bestiegen habe, noch Hähne an Stelle der Hennen andere Hähne" (4.12.2), muss Gnathon handgreiflich werden, wird aber, da betrunken, vom Jüngling zu Fall gebracht und einfach am Boden liegen gelassen. Daphnis enteilt zu seinen Ziegen, schon wieder in Gedanken bei Chloe und der Unmöglichkeit ihrer Liebeserfüllung, "wollte er doch nicht, daß sie seinetwegen schreie wie über einen Feind oder vor Schmerz weine oder blute wie eine Ermordete" (3.20.1). Seine fürsorgliche Nachhilfelehrerin hatte Daphnis nämlich gewarnt, daß es bei Jungfrauen wie Chloe nicht ohne Tränen und K(r)ämpfe vonstatten gehe: "Wenn aber Chloe diesen Kampf mit dir kämpft, dann wird sie jammern und weinen und ganz blutig daliegen, wie wenn sie ermordet wäre" (3.19. 2).

Was Daphnis und Chloe scheinbar nur in der verklärenden Fiktion des LONGOS "unverseucht" erleben dürfen, und zu dem uns nicht erst seit J.J. ROUSSEAU als "Erklärung" viel Beschwichtigendes in den klugen Sinn kommen mag, ist dennoch unabweisbar da als die aetas aurea, das einmal (schon) wirkliche Paradies, das von der jahrhundertlangen politisch-religiösen Repression der christlichen Abendlandes, dieser Matrix der das Menschenkind vergiftenden Ressentiments, so tief verschüttet worden ist, dass nur Einzelne gegen große Widerstände, ja recht eigentlich unter Lebensgefahr das Verlorene wieder ans Tageslicht zu heben wagten: Im 20. Jhd. war es Wilhelm REICH, der eine Antwort auf die Frage ROUSSEAU'S wusste: "Der Mensch wird frei geboren, und dennoch liegt er in Ketten... Wie kam es zu dieser Veränderung?", er wusste, wodurch die physiologische Verankerung der Unfreiheit in jedem einzelnen erzeugt wird" ... (nämlich) durch die von einer "sexualverneinenden Kultur", der "emotionalen Pest", in Gang gehaltene Deformierung und Perversionierung der tiefsten Schicht im Menschen, seines "biologischen Kerns", in dem natürliche Sozialität und Sexualität, die spontane Arbeitsfreude, die Liebesfähigkeit leben und wirken", die einzige reale Hoffnung, die der Mensch hat, das gesellschaftliche Elend einmal zu bewältigen" (cf. Laska, S. 53f.), "aber er wußte nicht, wie die so stabile historische Kontinuität dieses Prozesses gebrochen werden könnte", obwohl - so REICH - "der Ausgang für alle deutlich sichtbar sei... Jedermann weiß, wo der Ausgang ist, und dennoch scheint niemand auf ihn zuzugehen. Mehr noch: wer immer auch auf den Ausweg zugeht oder auf ihn zeigt, wird für verrückt erklärt...

Sobald einer versucht ins Freie zu gelangen, schlagen sie ihn tot" (Laska, S.83). Lang vor dem durch Machenschaften der amerikanischen Food and Drug Administration (FDA) in den Fünfzigerjahren ins Zuchthaus und damit zur Strecke gebrachten W. REICH hatte der französische Arzt und Philosoph Julien Offray de LA METTRIE (1709-51), zu seiner Zeit von DIDEROT & Co. exkommuniziert und am Hofe Friedrich II. "im Alter von 42 Jahren, trotz guter Gesundheit, eines merkwürdigen Todes" gestorben (Einleitung, S.V), im 20. Jhd. mit der Etikette "konsequentester nihilistischer Denker des 18. Jahrhunderts" (P. Kondylis) versehen und posthum entschärft, es in der leichtfüßig-hellen Unterweisung Die Kunst, Wollust zu empfinden (L'art de jouir) unternehmen, die Wollust als "Geist und Quintessenz der Freude" von Ängsten und Schuldgefühlen zu reinigen und für einen Genuss zu befreien, den "nur der Wollüstige, nicht aber der Wüstling, erleben kann" (S.61): "Gibt es Freuden, ihr Götter, die denen der Liebe gleichkommen? Kann man die anderen überhaupt als Freuden bezeichnen? Glückliche die kraftvollen Naturen, die Nachfahren des Herakles, in deren Adern noch das Feuer von Kythera und Lampsakos lodert! Die Sinnenlust ist ihnen ein echtes und sich stets erneuerndes Bedürfnis. Glücklicher aber noch jene, die eine so lebendige Imagination haben, daß sie sich stets in einem freudigen Zustand der Erwartung befinden, sozusagen in ständigem Kontakt zur Wollust leben!" (S. 47). Für diese ganz und gar jenseits von verquaster Anzüglichkeit oder männerwitziger Schlüpfrigkeit entbotene Hommage an die Voluptas, die Tochter von Amor und Psyche, wurde L'art de jouir - so tief ist nun einmal die "moralische" Verankerung des "gesellschaftlichen Elends" - von Gotthold Ephraim LESSING als "geiles Geschwätz" und "Porneutik" missverstanden oder verdrängt (cf. Einleitung, S.XII). LA METTRIE hätte dafür Verständnis gehabt und zugleich auch wieder nicht: "Der Wollüstige liebt das Leben, weil er einen gesunden Körper und einen freien Geist ohne Vorurteile hat. Er liebt die Natur und bewundert ihre Schönheit, weil er ihren Wert kennt. Gefeit gegen den Überdruß am Leben, versteht er nicht, wie dieses tödliche Gift in die Herzen der Menschen dringen konnte" (S.81). Einen ähnlich heilen(den) bzw. didaktischen Anspruch wie die Die Kunst, Wollust zu empfinden erhebt, augenzwinkernd, auch der Erzähler von Daphnis und Chloe, wenn er in der Vorrede sein dem Eros, den Nymphen und Pan gewidmetes Werk als "erfreulichen Besitz für alle Menschen" in Aussicht stellt, als einen Besitz, "der den Kranken heilen, den Trauernden trösten, den, der geliebt hat, süß erinnern und für den, der die Liebe noch nicht erfahren hat, eine Vorschule sein soll". So wird möglicherweise auch uns, den sich gerade besonders erregt (War against terrorism als daily tittytainment) zu Tode amüsierenden Konsumenten der EU- bzw. medial verordneten

Freizügigkeit des Güter- und Körperverkehrs, in etwa nachvollziehbar, dass Goethe, dieses "Kind der Zukunft" ante litteram, das "Gedicht" des LONGOS - wie er den Roman nannte - zur alljährlichen Lektüre empfahl, "um wieder daran zu lernen und den Eindruck seiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden" (cf. Holzberg, S.131).

VIII. Eine Schönheit, mit der auf den ersten Blick PETRONS "Geschichten aus dem Land der Satyrn" (= Satyrice) vulgo Satyricon oder Satiricon (Holzberg, S.87) nur die Anwesenheit des den Hirtengott Pan punkto Lüsternheit womöglich noch überbietenden Priapus gemeinsam haben. NIETZSCHE aber findet für den Römer, den "unsterblich gesund(en), unsterblich heiter(en) und wohlgeraten(en Petron)" (KSA 6, 224) ähnlich warme Worte wie GOETHE für den Griechen: "hellster Himmel, trockene Luft" (KSA 11, 265), sicher kein Zufall, denn wenn die beiden etwas verbindet, dann NIETZSCHEs Parole: "Wir glauben an den Olymp - und NICHT an den 'Gekreuzigten'" (KSA 13, 487). Während der Arbeit an Der Antichrist erfuhrt der Autor an Leib und Seele diesen Kontrast zwischen dem Neuen Testament und dem alten Römer, und das mehrmals, wenn ihm - gleichsam an der Kirchenväter "Frohbotschaft" erstickend - aus dem Satyricon eine anima naturaliter antichristiana zu Hilfe kam: "Was es mit der Vergeistigung der Begehrlichkeit jeder Art auf sich hat: dafür ist ein klassisches Beispiel die satura Menippea des Petronius. Man lese dieselbe Hand in Hand mit einem Kirchenvater und man frage sich, wo die REINLICHERE Luft weht... (KSA 13, 467) -"Wie ist man sofort wieder hergestellt! wie fühlt man die Nähe der gesunden, selbstgewissen und boshaften Geistigkeit!CHRISTLICH ist das Neinsagen zum Natürlichen, das Unwürdigkeitsgefühl im Natürlichen, die Widernatürlichkeit - "Unschuld" ist z. B. Petronius; ein Christ hat im Vergleich mit diesem Glücklichen ein für alle Mal die Unschuld verloren" (KSA 12, 572). Petronius arbiter, reinlicher, unschuldiger? Wie das? Umwertung aller Werte? Stehen wir in dem (bedauerlicherweise) Wenigen, was von den Satyrice auf uns kam, nicht bis zum Hals in einem Pfuhl anerkannter Schlüpfrigkeiten wie der kleinen Novelle von der Witwe von Ephesos oder den Orgien im Haus der Quartilla oder der freien Abwandlung der klassischen Anagnorisis: Nicht anhand eines Muttermarks oder einer Narbe wird Encolpius von seinem ehemaligen Liebhaber Lichas identifiziert, sondern anhand seines Penis (cf. Holzberg, S. 92)? Liegen nicht Welten - formal wie inhaltlich - zwischen LONGOS und PETRON, zwischen der sogenannten Unschuldsidee, die sich wie ein unvorstellbar blauer Himmel über Daphnis und Chloe wölbt, und dem krass realistischen Tollhaus der Satyrice voll derber Promiskuität und deklamierender Dekadenz, wo "kein Hahn mehr

nach Jupiter kräht" (von Albrecht, S.976), keine einzige seriöse Figur auftritt, und die (nach den uns vorliegenden Fragmenten) damit enden, dass "Eumolpus verkündet, Voraussetzung, ihn zu beerben, sei das Verzehren seines Leichnams" (Holzberg, S. 92)? Betrachten wir einfach eine der zentralen Fragen, die Niklas Holzberg an Petrons polymorphe tour de force stellt: Wollte der Autor einfach unterhalten oder auch belehren, also "eine bestimmte Weltsicht zum Ausdruck bringen" (S.93)? - So ziemlich alles spricht für übermütiges delectare, vor allem, weil das zu dem arbiter elegantiarum passt, den uns TACITUS überliefert hat, ohne dessen Werk mit einer Silbe zu erwähnen, für das der Historiker kein Ohr gehabt haben dürfte, auch nicht die Nase, wenn er denn so "moralisch" war wie seine Schriften angeblich sind, aber könnte man hier nicht - en passant - die von Catull ausgerufene Trennung zwischen Leben und Werk (Nam castum esse decet pium poetam/ipsam, versiculos nihil necesse est) gegen den "frommen" Senator und seinen gepanzerten "Stil der Unsterblichkeit" (NIETZSCHE) verkehren? Für ein wie auch immer indirektes docere führt Holzberg die Technik ins Treffen, mit der der Autor sich wie ein Proteus hinter und in und über seinem unbeständigen und impotenten Ich-Erzähler Enkolpius und anderen zwiespältigen oder bloß geschwätzigen Akteuren versteckt (S.95), so z. B. in den philosophisch korrekten carpe diem-Tiraden des ignoranten Trimalchio oder den enthusiastischen poetischen Ausbrüchen des närrischen Eumolp, die aber vom "hidden author" (G.B. Conte) durch Kontextsignale als hohl, niederträchtig oder Scharlatanerie hingestellt werden, so dass der "Roman also als Moralsatire zu lesen" wäre (S.97). Aber das luzid ins Werk gesetzte Kaleidoskop aus "DERBHEIT UND DELIKATESSE" (NIETZSCHE: KSA 11, 444) entwindet sich dem bloß philologischen Zugriff, selbst schwerem literaturanalytischen Geschütz oder den feinen Pinzetten der fleißigen "novel people", denen nichts entgehen kann, möchte man meinen. Allein die "Absicht" des "genussfrohen Petron" (Holzberg, S.94) im Bannkreis der aus den Fugen geratenen Zeit Neros bleibt im Dunkeln, in dem Holzberg z. B. auf der Suche nach dem "Sinn" der großen Verseinlagen, der Troiae Halosis und dem Bellum civile, tappt: Sollen die Vorlagen vom alternden Poeten und Päderasten Eumolpus, der bei einer recitatio beinahe von den Zuhörern gesteinigt wird, ernsthaft überboten werden? Wenn ja, cui bono? Sollen dem Leser tragisches und episches Pathos und der Schaum des schönen Scheins überhaupt madig gemacht werden? - "Aber falls wir daraus moralisch etwas lernen sollen, was wäre dann die Lehre, die die zeitgenössischen Leser aus der Parodie von Versen Senecas und Lucans hätten ziehen können?" (S.97). Im Kontrast zwischen den Versen mit erhabenem Kolorit und der frivol

angelegten Unterhaltungsprosa à la Cena Trimalchionis und Die Witwe von Ephesos, zwischen angeblicher Bildungs- und Unterhaltungsebene, will Holzberg eine "implizite metaliterarische Aussage Petrons" dingfest machen, wird aber - als haschte er nach einem Spuk - mit leeren Händen zurückbleiben und sich zuletzt - vergleicht man aufgewendeten Scharfsinn und produzierten output - der Unergiebigkeit überführen: "Tragische und epische Verse, wie Eumolpus sie vorträgt, sind so lächerlich wie Menschen in tragischen und epischen Posen, während die fiktionale Prosaerzählung allein schon deswegen Interesse verdient, weil sie ebenso unterhaltsam wie lehrreich sein kann" (S.98). Aber wenn M. von Albrecht mit der ahnungsvollen clausula des Petronartikels seiner Geschichte der römischen Literatur Recht hat, und "die Wirkungsgeschichte Petrons, dieses in mancher Beziehung 'modernsten' aller antiken Autoren, vielleicht erst in ihren Anfängen steckt" (S.979), ist es keine Schande, dass des Deutschen Holzbergs bedächtige Annäherung an den uferlosen Roman eines unsichtbaren Autors am "prestissimo des Übermuths in Wort, Satz und Sprung der Gedanken", an dem "wohlwollenden Hohn und ächten Epicureismus" des Römers zuschanden wird, an dessen "unbändig guter Laune, die sich vor nichts fürchtet und über jede Art Animalität der antiken Welt mit Grazie hinwegspringt, dieser souveränen Freiheit vor der 'Moral', vor den tugendhaften Armseligkeiten 'schöner Seelen'" (NIETZSCHE: KSA 13, 624). Aber Kopf hoch und die Flinte nicht ins Korn! Denn der Leser, der in

das mit unverschämter Raffinesse arrangierte Labyrinth der Satyrice geraten ist, wird darin nicht zugrunde gehen, auch ohne Ariadne, und er muss sich - im Unterschied zu NIETZSCHE, der aus seiner sogenannten Geisteskrankheit heraus Briefe mit "Der Antichrist" oder "Dionysos" unterzeichnete, z. B. an Erwin ROHDE, seinen "Brummbär" (KSA, Brief 1250) - auch nicht "mit dem Wahnsinn impfen" lassen (KSA 10, 136), um seinen Frieden zu finden: Es genügt, den komisch-realistischen Roman zu schließen, und schon ist man wieder wohlbehalten in der urkomischen und allen Dementis zum Trotz hyperrealen Gegenwart der Welt nach dem 11. September 2001: Lector intende: non laetaberis....

Verwendete Literatur

- Albrecht, Michael von: Geschichte der römischen Literatur. Von Andronicus bis Boethius. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Neuzeit.- Bern, Francke Verlag 1992.
- Giebel, Marion (FORUM DIDACTICUM/INTERNET): "SCHON WIEDER PIRATEN UND DAS MEER!" - Unterhaltungsliteratur in der Antike: Der griechische Roman
- La Mettrie, Julien Offray de: Die Kunst, Wollust zu empfinden (1751), LSR-Verlag 1987.
- Laska, Bernd A.: Wilhelm Reich (rowohlts monographien 298), 1993
- Longos: Daphnis und Chloe. Übersetzung, Anmerkungen und Nachwort von Otto Schönberger, Stuttgart 1988 (= RUB 6911)
- Schreiber, Hermann (Internet): Die Insel der Seligen. Daphnis und Chloe

Einladung zur ordentlichen Generalversammlung

Wir erlauben uns, zur ordentlichen Generalversammlung des Vereinsjahres 2002
am **8. Februar 2002**
um **19.30 Uhr**
im Gasthof **Steden in Innsbruck, Anichstr. 15**,
einzuladen.

Veranstaltungs-Infos

18. Jan. 2002, 20 Uhr:	Priv.-Doz. Dr. Hans Rupprecht Goette: „ <u>Aigina jenseits von Aphaia und Kolonna</u> “ (Diavortrag) Wo: Raiffeisensaal, Adamgasse 3/II, Innsbruck Veranstalter: Archäologische Gesellschaft Innsbruck
28. Jan. 2002, 10 Uhr:	Univ.-Prof. Dr. Michael Jursa: „ <u>Überlegungen zur Tempelwirtschaft in neubabylonischer Zeit</u> “ Wo: Seminarraum des Inst. für Alte Geschichte und Sprachen und Kulturen des alten Orients an der Uni Innsbruck, Geiwi-Turm, 5. Stock Veranstalter: Inst. für Alte Geschichte und Sprachen und Kulturen des alten Orients
19. Feb. 2002, 20 Uhr:	Univ.-Prof. Dr. Manfred Korfmann: „ <u>Troia / Wilusa in der anatolischen Welt</u> “ Wo: Raiffeisensaal, Adamgasse 3/II, Innsbruck Veranstalter: Archäologische Gesellschaft Innsbruck
13. März 2002, 20 Uhr:	Univ.-Prof. Dr. Dietrich Willers: „ <u>Dionysische Mysterien in der Spätantike: Der Wandbehang der Abegg-Stiftung in Riggisberg (Schweiz)</u> “ (Diavortrag) Wo: Raiffeisensaal, Adamgasse 3/II, Innsbruck Veranstalter: Archäologische Gesellschaft Innsbruck
14. März 2002, ? Uhr:	Univ.-Prof. Dr. Dietrich Willers: „ <u>Das Ende der antiken Idealplastik</u> “ (Arbeitstitel, Diavortrag) Wo: Inst. für Klass. Archäologie der Uni Innsbruck Veranstalter: Inst. für Klass. Archäologie
20. März. 2002, 19 Uhr:	Univ.-Prof. Dr. Christoph Ulf: „ <u>Troia und der Troianische Krieg – Realität oder Fiktion?</u> “ (Vortrag mit Dias) Wo: Bibliothek Gymnasium Sillgasse, Innsbruck Veranstalter: Verein „ <u>BIBLIOTOP – Kultur im Dachboden</u> “
10. Apr. 2002, 20 Uhr:	Univ.-Prof. Dr. Bernhard Schmaltz: „ <u>Kaunos</u> “ (Diavortrag) Wo: Raiffeisensaal, Adamgasse 3/II, Innsbruck Veranstalter: Archäologische Gesellschaft Innsbruck
28. Apr. – 05. Mai 2002:	<u>Apulien-Reise</u> Leitung: Dr. Astrid Larcher Veranstalter: Archäologische Gesellschaft Innsbruck Organisation: Raiffeisen Reisebüro Tirol
08. Mai 2002, 20 Uhr:	Univ.-Prof. Dr. Renate Pillinger: „ <u>Christliches auf spätantik-frühislamischen Stoffen aus Ägypten</u> “ (Vortrag mit Dias) Wo: Raiffeisensaal, Adamgasse 3/II, Innsbruck Veranstalter: Archäologische Gesellschaft Innsbruck
02. Okt. 2002, 20 Uhr:	Priv.-Doz. Dr. Anei Lang: „ <u>Alpine Brandopferplätze</u> “ (Vortrag mit Dias) Wo: Raiffeisensaal, Adamgasse 3/II, Innsbruck Veranstalter: Archäologische Gesellschaft Innsbruck



TYROLIA

www.tyrolia.at

Erlesenes

von TYROLIA:

von Büchern über Papier-
und Schreibwaren bis zu
CD und MC, Kunst und Geschenkartikeln.

BÜCHER



Online Buchshop

SUCHEN - FINDEN - BESTELLEN

PORTOFREIER VERSAND
DER INTERNET-BESTELLUNGEN

TYROLIA BUCH • PAPIER INNSBRUCK

Maria-Theresien-Straße 15, 6020 Innsbruck
Tel. 051 2/22 33-0; Fax 58 20 50; E-Mail: innsbruck@tyrolia.at
MO - FR 9.00-18.00 Uhr, SA 9.00-17.00 Uhr